

MATTHIAS WATERMANN

Und der Wanderer geht davon ...

Fragmente einer Biographie^{*)}

*Hoch auf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Schön ihn nieder; das Leid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam.*

Friedrich Hölderlin: Lebenslauf

Biographie, die: (gr. Leben + schreiben) Nachzeichnung des Lebenslaufes eines Menschen, Lebensbeschreibung, als Kunstform Verbindung von Elementen der Geschichtsschreibung und der Dichtung.

Fragment, das: (lat. Bruchstück) Teil eines Ganzen; a) unvollständig, bruchstückhaft überliefertes Werk; b) unvollendet gebliebenes Werk; c) vom Autor bewußt gewählte literarische Form (...); von Romantikern als angemessene Ausdrucksform betrachtet. (Def. nach: Otto F. Best, Handbuch literarischer Fachbegriffe; Frankfurt am Main 1932)

Erleben, besser: die weitergegebenen Teile, das Berichtete, Erzählte, Dokumentierte, ist immer eine Inszenierung. Indem ich Kunde gebe vom mir Widerfahrenen, schwinge ich mich auf zum Intendanten meines Lebens.

Der Zuschauer erfährt mithin lediglich, was ich – Regisseur auch meiner Erfahrungen – ihn wissen lasse. Und da der Original-Text meiner Vita unbekannt ist, verschollen in der Vergangenheit, bemerkt niemand Raffungen, Striche, Pointierungen und unwillkürliche Retusche. Ich enthebe mein Werk der Kunst-Kritik und übergebe es den Sinnen meines Publikums.

Was wahr sei, fragt Ihr? Ich weiß es nicht besser als Ihr! Ich kann nur versichern, alles sei tatsächlich und wirklich. – Fast jedenfalls. Denn nichts ereignet sich so, wie später dann Nachricht gegeben wird von ihm. Immer bleibt ein Spalt zwischen Geschehen und Wort.

Ich leugne ihn nicht: Meine Text-Form ist die Manifestation der Anerkenntnis.

Schreiben weil:
nicht schreien können.
Weinen wollen,
stattdessen Tinte klecksen.
Verdammt sein,
aber überleben wollen.

Wo beginnen? Keine leichte Frage.

Kindheit: was ist das?

Der Knabe hat sich nur wenige Erinnerungen bewahrt. Lediglich verstreut, vereinzelt, unzusammenhängend erscheinenden Szenen, entdecken sich Blitzaufnahmen, stellen sich Situationen dar. Fragmente nur, deren der Knabe sich entsinnt.

Die Eltern heiraten gegen Ende jenen Jahres, in dem der Warschauer Pakt geschlossen und Österreich wieder souveräner Staat wird. Die Mutter – erzählt sie später dem jungen Mann –, die Mutter ist stolz bei der Hochzeit, daß man nichts bemerkt von dem Knaben. Der ein Vierteljahr darauf geboren wird.

Als Fidel Castro auf Kuba die Macht ergreift, und die Sozialdemokratie ihr Godesberger Programm verkündigt, wächst die Familie weiter. Die Schwester, die er – dreijährig – mit den Worten zur Kenntnis nimmt: Bleibt die etwa immer bei uns? – So die Familienüberlieferung.

Die Mutter, die ihn aus der Küche weist, bevor sie der Schwester die Brust gibt. Der Großvater, der ihn mit einem Groschen die Bild-Zeitung holen schickt. Der Vater, der ... nein, aus der Kindheit, da kommt nichts.

Die Großmutter, der er auf die Straßenbahn-Plattform nachspringt als sie nach Hause fährt, mit der er ein Brathähnchen kaufen geht. Die Fäustlinge im Winter, durch eine Schnur miteinander verbunden, unverlierbar und immer durchnäßt, Anlaß zur Schelte.

Die Mutter wieder, die ihn von sich stößt, als der Knabe sie umarmen möch-

te: Sie ist beschäftigt, mit der Zubereitung des Essens.

Bruchstücke alles; zuwenig jedenfalls, die Geschichte einer Kindheit zu rekonstruieren.

Spiele mit anderen Jungen aus der Wohnumgebung. Cowboy und Indianer, der Knabe steht am Marterpfahl. Prügeleien auf dem Schulhof, blaue Flecke, aufgeschlagene Knie, zerrissene Kleidung. Er schlägt nicht zurück; von den Eltern lernt er sich-ducken. Eine Reaktion schleicht sich ein: Der Kopf zuckt, die Augen schließen sich, die Arme fliegen hoch. Reflex, in der Jugend Anlaß für Hänseleien der Schulkameraden.

Auf dem Friedhof brennende Kränze, dazwischen gebratene Kartoffeln, Spannung und Vorsicht, nicht erwischt zu werden. Daheim Unmut wegen der verräucherten Kleidung.

Der Knabe lernt häkeln, stellt Mützen, Jacken, Hosen her für die Puppen der Schwester; unvorstellbar für die Spielkameraden. Die lachen ihn aus: Mädchen.

Kindergarten? Nur eines: Verliebt in die Gruppenleiterin, hebt er zuviele Stühle beim abendlichen Aufräumen. Leistenbruch. Krankenhaus. Bei einem zweiten Aufenthalt dort werden die Mandeln entfernt: Es gibt viel Eis.

Besuch bei den Eltern! der Knabe soll, da es Sommer ist, Erfrischung kaufen. Man zeigt, was man hat: Er nimmt die schwere Kristallglas-Schüssel mit, die mit Eiskugeln für fünf Mark gefüllt werden soll. Als er sie dem Verkäufer geben will, fällt sie hin, zerschellt. Der Mutter

sagt er, der Verkäufer habe sie zerbrochen. Der Besuch muß das Eis von Pappellern essen.

Etwas anderes schiebt sich dazwischen, nur noch Name, keinerlei bildliche Vorstellung: die erste Liebe. Im wahrsten Sinne Sandkastenfreundschaft. Keine Erinnerung, nur noch Wissen, es gab sie; aber Unkenntnis, wie sie war. – Der junge Mann zwanzig Jahre später wagt nicht, nach ihr zu forschen. Der Eltern Schreibwarengeschäft, das es noch gibt – er betritt es nicht. Angst, etwas unsagbar Eigenes könnte zerstioben. Unausprechliche Wonne, mit niemandem zu teilen.

Die Öffentlichkeit ist beunruhigt, als der Knabe eingeschult wird. Es ist die Zeit der Cuba-Krise und der Spiegel-Affäre, des Contergan-Skandals und der Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils. Während der Knabe lesen lernt, wird der Algerienkrieg beendet und die Nordseeküste von einer schweren Sturmflut heimgesucht, die zahlreiche Opfer fordert.

Und immer wieder Schläge. Ohrfeigen. Teppichklopfer. Besenstiele. Blaue Flecke, Striemen, Beulen, Angst. Aber auch Gegenwehr, verbal. Spitze Bemerkungen, Ironie, Frechheiten. Vorlaut wird es in den Zeugnissen der Grundschule heißen. Unangepaßt und undiszipliniert heißt es in der Mittelstufe. Selbstbewußt wird es fünfzehn Jahre darauf genannt.

Vater – was ist das? An ihn hat der Knabe kaum Erinnerung. Gelieben ist nur ein eigenartiges Gefühl. Sich sträubend, irgendwo eingeordnet zu werden zwischen Liebe und Haß. Furcht? Vielleicht – wäre das eine zutreffende Entscheidung.

Später dann Argwohn: Was hat er getan, vor mir? Was ist das für eine eigentümliche Härte? Warum bleibt so wenig Platz für Respekt und Achtung? Alles schließlich nur noch Varianten des einen: Mitleid.

Vater, Widerpart. Aber auch: Vater, Helfer; zumindest nach außen, überhaupt, die Fassade der Familie war immer heil; Brüche innen, sauberer Putz außen.

Mitte der siebziger Jahre stellt sich der Vater dar, nach außen, an den Staat gewandt: Mit siebzehn Jahren, 1932, Berufssoldat, Reichswehr, mit 12-jähriger Verpflichtung.

Den letzten Krieg, mit kurzen Unterbrechungen infolge von Verwundungen, von Anfang bis Ende an der Front erlebt.

Der totale Zusammenbruch, der Gang in die Gefangenschaft, von eigenen Landsleuten angespeit und verachtet, danach als Kriegsverbrecher behandelt, bei unseren Ämtern aus vorgenannten Gründen keine Anstellung bekommen, haben tiefe Spuren hinterlassen.

Etwas schwingt noch mit vom Wesen des Vaters, wie der Junge ihn kennt: Zusammenbruch, Landsleute, Ämter, Anstellung. Später, als er sich etwas mit jener Zeit beschäftigt, erkennt der Junge die Bindungen.

Der Zusammenbruch war mehr, er bedeutete zugleich den endgültigen Verlust der Ländereien der väterlichen Fami-

lie. Da wird die Anstellung beim Amt zum einzig möglichen Ersatz. An die Stelle der materiellen Macht über Land und Leute tritt dem Vater die Identifizierung mit der staatlichen Macht, derer er bescheiden schließlich doch noch teilhaftig wird. Dahrendorf wird dies den falschen Mittelstand heißen.

Ein Samstagnachmittag. Wochenende. Möglicherweise auch Sonntag. Die kleine Schwester ist bei den Großeltern in der gleichen Stadt. Norddeutschland. Vielleicht macht sie mit ihnen einen Ausflug.

Der Knabe sitzt im Wohnzimmer seiner Eltern. Sieht einen Film. Lümmelt sich in einem der Polstersessel. Folgt dem Geschehen auf der Mattscheibe. Er ist etwa dreizehn Jahre alt. Hat keine Lust, auf die Straße zu gehen. Seine Schulkameraden spielen wahrscheinlich. Fußball. Ihn interessiert das nicht. Er mag auch nicht fragen, ob er eine Weile mit dem Fahrrad wegfahren darf. Die Eltern würden's ohnehin verbieten: nicht allein – so gefährlich – der Verkehr heutzutage – und überhaupt – was soll denn das? So fragt er gar nicht erst. Sitzt still vor dem Fernseher.

Die Mutter ist in der Küche. Sie hat abgewaschen. Inzwischen ist das Geschirr schon abgetrocknet und im Schrank verstaut. Sie klappt den kleinen, viereckigen Küchentisch auseinander. Die Oberfläche verdreifacht sich dadurch. Der Tisch ist jetzt fast zwei Meter lang. Dann holt sie die Wäsche vom Hof. Sie will bügeln.

Der Vater ist im Garten. Er hatte den Hof kultiviert. Als die Familie hier vor zwei, drei Jahren einzog, war er

unansehnlich gewesen. Ein Hinterhof wie andere Hinterhöfe auch. Im Laufe der Zeit sind dann Blumenbeete entstanden. An den Mauern rankt wilder Wein. Und andere Schlingpflanzen. Die kleine Rasenfläche in der Mitte ist sauber gemäht. Eine Arbeit, für die üblicherweise der Knabe herangezogen wird. Genau so wie für das regelmäßige Autowaschen. Wenn der Vater gut aufgelegt ist, bekommt der Knabe nach der Arbeit einen Fünzfinger von ihm. Eine großzügige Geste. Eigentlich ist es ja selbstverständlich, daß der Sohn mithilft. – Für elf Zigaretten braucht man eine Mark, zwei Wagenwäschen.

Als die Mutter vom Wäscheabnehmen zurück kommt, bringt sie ihren Mann mit hinein. Während sie mit Bügeln beginnt, sitzt er auf der Eckbank in der Küche und liest in einer Zeitung. Offensichtlich guter Dinge. Er sagt nichts dazu, daß der Sohn schon am Nachmittag vor dem Fernseher sitzt. Ignoriert es einfach.

Familienprogramm. Nichts Weltbewegendes. Unterhaltung für die von Jugendunruhen genervte Bevölkerung. Was wird aus diesem Lande werden? Der Knabe kümmert sich darum kaum. Zuhause wird nicht über Politik gesprochen. In der Schule nicht. Im Freundeskreis nur unter einem Aspekt: Da war aber wieder ganz schön was los!

Abends würde wieder gebadet werden. Zuerst der Vater, Dann würde frisches Wasser in die Wanne gelassen. Der Sohn der nächste, vor seiner Schwester. Die Mutter kommt zum Schluß. Wenn das Wasser nur noch lauwarm ist. Der Schaum schon zerfressen von der Seife zweier Bäder. Im Badeofen ist nicht genug Wasser. So kann eben nicht jeder frisches benutzen. Spätestens am Mittag

müssen die Kohlen im Ofen angezündet werden. Damit das Wasser am späten Nachmittag heiß ist.

Der Knabe legt seit einiger Zeit Wert darauf, allein zu baden. Früher hat ihn die Mutter immer eingeseift. Ihm die Haare gewaschen, die nicht einmal die Ohren berührten. Hinterher abgetrocknet. Aber nun ist alles anders. Er kann das alleine. Er ist schließlich kein Kind mehr! Geht seit zwei Jahren, oder dreien, zur Oberschule! Da kann er sich doch nicht mehr einseifen lassen! Außerdem: Unter den Armen, an der Leiste sprießen Härchen ...

„... bist Du etwa noch Jungfrau?“ – Der junge Mann im Fernsehen fragt seine Freundin. Sie liegen in Badesachen an einem Teich. – Niemand sonst ist zu sehen. Er hat ihr das Höschen ausziehen wollen. Sie hatten sich umarmt. Als sie seine Bemühungen bemerkte, wurde sie abwehrend. Stieß ihn von sich weg. Nun liegt sie neben ihm. Sieht ihn nicht an. Blickt in den Himmel. Nickt verschämt. „Ja.“ Fügt dann trotzig hinzu: „Haste was dagegen? Paßt Dir wohl nich innen Plan, wa?“

Was weiter geschieht, bekommt der Knabe nicht mehr richtig mit. Sie trennen sich wohl. Der Film ist dann auch bald zuende. – *Jungfrau*, was mochte das bedeuten? Ist das ein Schimpfwort? Irgendwie war es dem Mädchen gar peinlich gewesen. War sie zu jung? Und wenn, für was? Der Knabe steht nachdenklich auf. Schaltet den Apparat aus. Geht hinüber in die Küche. Lehnt sich dort gegen den Schrank. Sieht seinen Eltern zu.

Die Mutter bügelt. Der Vater liest Zeitung. Beide beachten den Sohn nicht weiter. Nach einer Weile fragt der Knabe. Betont gelangweilt im Tonfall. Als sei es

etwas vollkommen Unbedeutendes. „Mammih, was is'ne Jungfrau?“

Der Mutter erstarrt die Bewegung des Armes mit dem Bügeleisen. Sie stellt es hastig ab. Sieht ihren Sohn an. Mit einer Mischung aus Entsetzen, Überraschung und Erstaunen im Blick. „Waas?“

„Was is 'ne Jungfrau? Da war'n Mädchen im Film, die war Jungfrau.“

Der Vater hatte die Zeitung sinken lassen. Er sieht seinen Sohn ebenfalls an. Dann seine Frau. Stille Aufforderung. Sie blickt kurz zu ihm hinüber. Niemand sagt ein Wort. Dem Knaben wird es ungemütlich. Was hat er angerichtet? Er versteht überhaupt nichts. Einige Zeit später hat seine Mutter den rettenden Einfall. Sie sieht ihn an und weist auf ihren Mann: „Hier, Dein Vater ist Jungfrau. Aber das weißt Du doch!“

„Nee, das muß noch was anderes sein! Im Fernsehen hatte das nix mit'm Sternzeichen zu tun.“

Die Mutter schüttelt den Kopf. „Das hast Du bestimmt falsch verstanden! Pappa is Jungfrau. Was anderes weiß ich auch nich.“

Der Knabe verzieht resignierend die Mundwinkel. Sagt aber nichts mehr. Sein Vater hebt die Zeitung wieder. Brummelt etwas von „Schundfilmen“. Versenkt sich erneut in seine Lektüre. Für ihn ist der Fall offensichtlich erledigt.

Der Sohn verläßt die Küche. Geht in sein Zimmer. Die Antwort befriedigt ihn nicht. Was hat das Sternzeichen mit dem Höschen zu tun? Und warum sind seine Eltern so erstaunt gewesen? Wenn es nur um den Geburtstag geht, warum hat sich das Mädchen im Film geniert? Warum ist es der Mutter denn peinlich gewesen? – Der Knabe weiß es nicht.

Er möchte Klavierspielen lernen. Bekommt Unterricht, während in der früheren Reichshauptstadt ein Student erschossen wird, weil er gegen den Besuch eines arabischen Despoten protestiert hatte. Zweimal die Woche lernt der Knabe den Umgang mit dem sperrigen Instrument.

In Griechenland übernimmt nach einem Staatsstreich das Militär die Macht, und die Klavierlehrerin ist verzweifelt, weil der Knabe nicht vom Blatt spielt, sondern die Noten auswendig lernt und die Stücke eigenwillig interpretiert.

Während zum ersten Mal das Herz eines Menschen verpflanzt wird, kandidiert der Ehemann der Klavierlehrerin für die Nationaldemokraten.

Der Knabe beginnt mit dem Konfirmandenunterricht im Jahr der Verabschiedung der Notstandsgesetze und der lebensgefährlichen Verletzungen, die ein Student durch ein auf ihn verübtes Attentat erleidet, an denen er nach einem Dutzend Jahren stirbt. Frankreich inszeniert seinen Pariser Mai, und der Konfirmandenunterricht wird nach Geschlechtern getrennt erteilt. Dienstags und Donnerstags. Die Mädchen um drei, die Jungen um vier Uhr nachmittags. Der Knabe erzählt dem Pastor, er habe Klavierunterricht um vier. Verbringt auf diese Weise das Jahr in der Mädchengruppe.

Als Nixon amerikanischer und Heinenmann bundesdeutscher Präsident werden, wird die Konfirmation im vornehmen Park-Hotel gefeiert. Als einziger trägt der Junge keinen schwarzen oder blauen Anzug. Der seine ist braun, mit

Weste. Er mag eigentlich keine Stoff-Kleidung. Jeans sind praktischer.

Die siebente Klasse wiederholt der Junge, als in Prag der liberalere Parteichef von einem Gewährsmann der östlichen Supermacht abgelöst wird. Latein und Englisch mangelhaft. Das Verhalten in der Schule war oft zu tadeln. Im Jahr darauf sehr flegelhaft. Und so weiter: sein Verhalten gibt Anlaß zu starker Beanstandung; nicht immer zufriedenstellend; des öfteren unverfroren; müßte sein Verhalten besser unter Kontrolle haben; nicht ohne Tadel; erhielt mehrere Tadel wegen Störung des Unterrichtes. Nur die Wortwahl unterscheidet sich ...

Der Junge, in der neunten Klasse, ist einer der Rüpel. Sagen die Lehrer. Und er fühlt sich auch ganz wohl in der Rolle. Er hat keine andere, die er spielen könnte. Wenn er schon nicht durch Prügeleien mit ändern Anerkennung finden kann, so doch wenigstens durch seine 'vorlaute', 'freche' Art. Seit der Grundschulzeit ziehen sich derartige Bemerkungen und Klagen durch seine Zeugnisse.

Unterrichtsausfall. Einige Fächer können – zum Teil über Jahre – nicht erteilt werden. Die organisierten Schülergruppen, Gewerkschaften, Parteien überbieten sich gegenseitig in ihren wehleidigen Analysen. Der Junge und seine Klassenkameraden beteiligen sich nicht daran. Es ist doch toll, wenn nicht so viele Stunden auf dem Plan stehen! Und überhaupt! Es ist doch sowieso alles Scheiße! Über jede ausgefallene Stunde, über je-

den freien Tag wird gejubelt. Freizeit! Was will man mehr!

In diesem Jahr aber kann in allen Fächern gelehrt werden. Und – zwangsläufig – gelernt. Es gibt eine Menge Stoff nachzuholen. Unter anderem auch in Biologie. 'Beteiligung am Unterricht: zeitweilig gut, nach Fächern verschieden.' Der Junge sucht sich aus, was er machen will. Stumpfsinniges Büffeln ist nicht seine Sache. Wozu auch?

Die Schule wird ausschließlich von Jungen besucht. Koedukation wird erst Jahre später eingeführt. Als der Junge das Gymnasium verläßt. – Nun ist Unterricht. Ein Drömmelfach. Zur Pause noch einige Minuten Zeit. Der alte Lehrer ist eigentlich schon pensioniert. Groß. Hager. In Gesichtszüge gemeißelte Biographie. Das Leben lang Lehrer. Von der Kriegszeit abgesehen. Graues Haar, das fast vollständig in Weiß übergeht. Korrekt gekleidet. Er gibt Biologie. Bei Bedarf auch Physik und Chemie. Alles an ihm ist korrekt. Der Anzug. Von der Stange. Der Junge sitzt in der ersten Reihe, kann es am Etikett der Jacke sehen, die während der Stunde über die Stuhllehne gehängt ist. Das Hemd. Weiß. Steifer Kragen. Krawatte. Die Haltung gerade. Deutsch. Teutsch. Auf den schwarzen Lederschuhen ist Staub hängengeblieben. Von der Kreide. Wenn der Alte schreibt, an der Tafel, knirscht es und staubt. Die Kreide rieselt herunter.

Der Alte ist nicht beliebt. Die Jungen lehnen ihn ab. Zwar scheint er eine ganze Menge zu wissen. Aber das zählt nicht. Was zählt ist, daß er ziemlich autoritär ist. Gerne hart durchgreift. Strafarbeiten. Klassenbucheinträge. Unangekündigte Tests. Schriftlich. Sie wiegen in der Beurteilung so viel wie eine mündliche Zensur. 'Alte Schule'. Der Lehrerman-

gel ist für ihn Möglichkeit, weiterhin aktiv zu sein. Familie hat er nicht. Hatte er einmal erklärt. Dafür war keine Zeit.

Gekicher. Korti hatte halblaut einen Witz erzählt. Die Sitzordnung im Biologieraum bietet sich an dafür. Fünf durchgehende Sitzreihen hintereinander. Jeweils vier mal zwei Plätze. Wenn man in der Mitte sitzt, wie Korti, kann man ohne Mühe ein Dutzend Leute oder mehr erreichen, ohne besonders laut sprechen zu müssen.

Die Fortpflanzung bei Pflanzen und Bienen ist schon durchgenommen. – Halblaut erzählte Witze. – Wie ist es beim Menschen? – Rote Köpfe. – Getuschel. – Der Lehrer geht streng 'naturwissenschaftlich' vor. Jedenfalls bezeichnet er es so. – In der Klasse Halbwissen. Auf der Straße aufgeschnappt. Aus heimlich besorgten Porno-Heftchen herausgelesen. Aus 'Bravo'. Nach dem Sportunterricht werden Vergleiche angestellt. Unter der Dusche. Unauffällig. Aus den Augenwinkeln. Beiläufig beim Abtrocknen. In den Pausen werden 'Erlebnisse' berichtet. Natürlich weiß jeder genauestens Bescheid. Jeder kennt schon alles. Wenn man den Reden trauen darf ... Jeder hat im Verborgenen eine Freundin. Und überhaupt ... Nichts ist nachprüfbar. Nicht für den Jungen. Nicht für die anderen.

Im Schlafsaal, während des Landheimaufenthaltes, werden Erfahrungen ausgetauscht. Stellungen und Positionen erklärt. Homosexuelle Spielereien. Nachts. Ohne Licht. Bei verschlossener Tür. Das Lineal geht herum. Hin und wieder flackert der zitternde Strahl einer Taschenlampe auf. Der Potenteste wird ermittelt. Mit Hilfe der Zentimeter-Skala. Korti hat den Längsten ... Der Junge beteiligt sich fast nie daran. Es stößt ihn ab.

Die Verachtung, die in solchen Protzereien zum Ausdruck kommt. Besonders den Mädchen gegenüber.

Einmal hatte er es gesagt. Vorsichtig. Daß man doch nicht so gehässig sein solle. Sie verstanden ihn nicht. Lachten über seine Sensibilität. Seine Schwäche. Seitdem schweigt er. Distanziert sich innerlich. Klammert sich aber weiterhin an die Leute. – Die Stunde muß gleich zuende sein. Der Junge sieht auf seine Uhr.

„... gibt es da noch etwas. Ich will es euch noch erklären, bevor es klingelt.“

Kann der Alte nicht langsam seine Klappe halten? Die meisten packen schon ihre Sachen. Große Pause. „Kommste mit auf 'n Sportplatz?“ – „Klar“, nickt der Junge, „haste mal 'n Blättchen für mich? Meine sind alle.“

Geili, sein Banknachbar, nickt. „Wenn de mir'n bißchen Tabak gipst – ich hab nich mehr so viel.“ – Im Gebüsch hinter den Sportanlagen eine Zigarette. Man kann praktisch nicht entdeckt werden. Von der Pausenaufsicht. Der Rauch zieht fein gefiltert durch die Blätter nach oben. – Der Alte soll sich lieber einsargen lassen!

„... nennt man Onanie. Jungs! Ich kann euch nur warnen!“ – Was will er denn noch? Soll doch bloß aufhören mit dem Gelabere! Der ist doch noch von gestern! – Geili und Manne tuscheln. „Der kricht doch selba kein' mehr hoch, is doch bloß neidisch!“

„... sehr gefährlich. Ich meine, Jungs!, das kann zu schweren Schäden führen. Nicht nur psychische Schädigungen!“

„Sondern?“ – Der Tonfall war provozierend. Die Klasse lacht. Der Junge geniert sich wegen seines Einwurfs. Spürt

aber auch die Anerkennung der Klasse. Die durch das Lachen zum Ausdruck kommt. Der Lehrer übergeht die Störung.

„Ich kann euch wirklich nur warnen, Jungs! Und ich meine es gut mit euch. Wer sich – selbst befriedigt, der landet früher oder später im Rollstuhl. Ich sage nur: Rückenmarkschwund!“

Es wird stiller in der Klasse. – Natürlich wird masturbiert. Jeder tut es schließlich. Manchmal auch in kleinen Gruppen zusammen. Gegenseitig. – „Ja, da staunt ihr, was? Aber das ist noch nicht alles. Ich weiß doch, Jungs!, daß es manchmal schwer sein kann, sich zu beherrschen. Aber Zucht und Ordnung müssen sein! Schon aus biologischen Gründen ...“

„Oh Mann, jetzt geht's schon wieder los!“ Der Junge flüstert es Geili ins Ohr. „Hmm, der lernt's nie.“

„... denn wer onaniert, wird meistens im Laufe der Jahre auch blind. Ganz langsam geht das vor sich. Deshalb solltet ihr da sehr vorsichtig sein, Jungs! Vergeßt das nicht. Jungs!“

„Warum tragense denne Brille?“

Die Frage des Jungen zerschneidet die Stille. Gröhlendes Gelächter folgt. – Es klingelt.

„Der Schwerenöter ...“

Der Junge ist froh, daß er sich in dem Tumult, den das Pausenzeichen auslöst, aus dem Raum drücken kann. – Blindheit! Rückenmarkschwund! So ein Blödsinn! Die Klasse ist sich einig.

Zwei Wochen später wird dem Jungen seine erste Brille verschrieben ...

Kurz nach der Konfirmation im Jahr des Bonner Machtwechsels beginnt er, allsonntäglich den Kindern seiner damaligen Gemeinde Geschichten zu erzählen, später engagiert er sich auch in der Jugendarbeit. Zwischendurch verteilt er hunderte Rote-Punkt-Plaketten und -Aufkleber. Die Eltern dürfen es nicht merken. Er ist stolz, als ein neues Konzept der Nahverkehrsentwicklung von der Bürgerbewegung durchgesetzt wird. Auch wenn er Sinn und Nutzen nicht abschätzen kann – er war jedenfalls dabei.

In Bonn droht der Putsch. Weniger versteht, durchblickt der Junge es, als daß er es spürt. Dieses Mißtrauensvotum – welch ein Wort und das bei diesem Kanzler! – das darf keinen Erfolg haben. Darf es einfach nicht! In der Schule sind die letzten beiden Stunden unterrichtsfrei. Die meisten Schüler aber und die Lehrer, sie bleiben im Gebäude. Von den Gängen und Fluren aus betrachtet, macht es keinen Unterschied zu anderen Tagen. Hinter den Türen jedoch sind Transistor-Radios und mitgebrachte Fernseh-Portables zu finden. Die Auszählung der im Bundestag abgegebenen Stimmen wird aufmerksam verfolgt. Dieser Schleimer von der Opposition! Als das Ergebnis bekanntgegeben wird, fliegen die Türen auf. Schüler, die einander bestenfalls vom Pausenhof kannten, liegen sich in den Armen. Selbst Lehrer, die nie jemand lächeln sah, lachen heute. Man stand am Rande der Katastrophe – aber es ist überstanden!

Im Wahlkampf mit dem *Willy-wählen*-Aufkleber auf dem Rücken des langen Ledermantels bezieht er Prügel vom Nachwuchs der christlichen Opposition. Der Junge wird Mitglied der Jugendorganisation des Kanzlers. Er wechselt aus

dem Lager der kirchlichen Jugendarbeit in das der freien.

Er ist – noch nicht alt genug, um offiziell zu rauchen – Vorsitzender geworden des Jugendkonventes seiner Gemeinde. Er präsidiert den Delegierten der Jugendgruppen, des Kirchenvorstandes, den Pastoren, den Mitarbeitern der Gemeinde. Nach einer der Sitzungen mit kontroversen Diskussionen wird er von einem Gemeindedelegierten gefragt, ob er Marcuse gelesen habe. Der Junge verneint: es sei seine eigene Meinung. Daß er nicht weiß, wer oder was Marcuse ist, sagt er nicht.

Als er als Gruppenleiter an der Sommerfreizeit seiner Gemeinde teilnehmen will, setzen seine Eltern durch, daß er mit ihnen in den Urlaub fährt. Er tut's, setzt sich dort auf ein Fahrrad und fährt bei 35°C im Schatten an den Ort der Freizeit. Einhundertfünfunddreißig Kilometer, um ein Mädchen zu sehen, das er schließlich in den Armen eines Freundes findet.

Der Landeshauptmann in Österreich will ihn einsperren. Auf Vermittlung eines schwulen Freundes kommt er frei, fährt am kommenden Tag zu den Eltern zurück. Den Personalausweis, gerade ein halbes Jahr als, verlangt der Vater. Der sagt auch beim Abendessen mit den Großeltern, Verwandten und Nachbarn tadelnd: „Wie ein Hund hinter der läufigen Hündin ...“ Was er meint, woher er weiß – der Junge weiß es nicht. Nur Zorn. Sonst nichts.

Er nimmt teil am letzten großen Treffen der Jugendzentrums-Bewegung in Wetzlar. Feiert mit einer

Kriegsdienstgegner-Organisation, wird Mitglied. Am nächsten Tag ist für die dreihundert Jungen Leute Essen aus der Gulasch-Kanone der Bundeswehr vorgesehen. Niemand bekommt etwas. Das Militär ist sauer auf die Jugend-Aktivisten. Mühsam suchen einige Helfer des Roten Kreuzes Reste zusammen von den Ständen des übrigen Hessen-Tages.

Der Junge wird, für zwei Jahre, Aktivist der Friedensbewegung. In der Begründung seiner Kriegsdienstverweigerung schreibt er Mitte der siebziger Jahre, daß Berichte von den Kriegsschauplätzen des Zweiten Weltkrieges, aus Korea, Biafra, Vietnam, Israel und letzgens Zypern, Mocambique, Südafrika in ihm das Bewußtsein geprägt haben, daß Gewaltanwendung, gleich wie immer sie motiviert sein mag, seien es Befreiungs-, Verteidigungs-, Präventiv- oder sonstige Kriege, immer nur Nachteile für die betroffenen Menschen gebracht hat, selbst, wenn man von dem größten, dem Tod, ausnahmsweise einmal absieht.

Auch seine politische Sozialisation wird zum Ausdruck gebracht, wenn er schreibt, es werde nicht Freiheit oder Demokratie verteidigt, sondern das Eigentum und die Macht von einigen wenigen. Der adlige Vorsitzende des Prüfungsausschusses schreibt dazu in seiner Ablehnungsbegründung, die Auffassung, daß Kriege und auch eine Bekämpfung innerer Unruhen nur den Interessen einiger weniger dienen, ist jedoch abwegig. – Vier Jahre später wird ein rechter Chef-Ideologe im Organ der Arbeitgeber feststellen: Für die soziale Marktwirtschaft oder für die Verfahren des Rechtsstaates zu sterben, dies zu erwarten wäre absurd ...

Inzwischen lernt der Junge die verschiedenen Ebenen der Jugendarbeit kennen, durchläuft die Gremien der Nachwuchs-Organisation des Kanzlers – eines anderen, eines vormaligen Verteidigungsministers und Innen-Senators. Er sieht etwas von der Welt – auch wenn es nur Bahnhöfe sind ... Orts-AG, Unterbezirk, Bezirk, Landesverband, Bundesverband: er mischt sich überall ein. Der Junge hat Einfluß. Denkt er.

Ein Oberstudienrat begutachtet den Jungen anläßlich eines Schulwechsels.

Ich kenne M.W. seit 1969 und habe ihn seitdem fast ununterbrochen in den Fächern Geschichte, Sozialkunde und Erdkunde unterrichtet. M.W. zeigte schon im Geschichtsunterricht der Klasse 7 starkes Interesse an den sozialen Verhältnissen der Alten Welt. Seit dieser Zeit hat er sein Engagement für Probleme menschlichen Zusammenlebens nicht nur durch Erweiterung theoretischer Kenntnisse gestützt, sondern auch innerhalb der Klasse und außerhalb der Schule in diversen Jugendgruppen und politischen Gruppierungen bewiesen.

M.W. hat die Konflikte während der Pubertätszeit im Elternhause und in der Schule rational aufgearbeitet und bewältigt, so daß er jetzt – auch aufgrund seines Alters – zum reifsten und umsichtigsten Schüler seiner Klasse geworden ist und eine natürliche Autorität genießt, die durch hohe Sachkompetenz in den obigen Fächern ergänzt wird.

M.W. hat gelernt, sich selbständig Informationen zu verschaffen und diese in einen größeren Sachzusammenhang zu stellen; er ist stets bereit gewesen, Son-

deraufgaben für die Klassengemeinschaft zu übernehmen und gewissenhaft auszuführen. Sein Umgang mit Lehrern und Mitschülern ist geprägt von herausfordernder Höflichkeit. Trotz gewisser Kenntnisdefizite in einigen Fächern ist es für mich klar, daß M.W. in einem auf Individualität und Selbständigkeit ausgerichteten neugestalteten gymnasialen Oberstufensystem ein befriedigendes Abitur ablegen könnte.

Der Weg, über praxisbezogene Berufsausbildung die Hochschulreife zu erlangen, scheint unter den gegebenen Bedingungen angemessen.

– Noch Jahre später muß der junge Mann lächeln über die geglückte Formulierung seines Lehrers: „herausfordernde Höflichkeit“ ...

Noch bevor er dem Staat seine Kampfkraft verweigert, verläßt er also die Schule. Zur gleichen Zeit, da in Bonn ein Pragmatiker die Nachfolge des charismatischen Kanzlers und Parteiführers antritt. Für den Jungen und die jungen Leute, mit denen er in dieser Zeit zusammen ist, ist der Rücktritt des honorigen Alten fast ein Schock. Es wird nun klar, erkennbar an der Person des Nachfolgers, daß die Zeit der Reformen vorbei ist.

Machterhalt tritt an die Stelle der Gesellschaftsveränderung – nun endgültig. Als fünf Jahre später ein Mitglied jener Partei zum Staatsoberhaupt gewählt wird, die vier Jahrzehnte zuvor begonnen hatte, militärisch Lebensraum für ihr ersehntes Tausendjähriges Reich zu erobern, als jener Mann Ende der 70er Jahre zum Bundespräsidenten gewählt wird, da ist der junge Mann nicht einmal mehr

besonders empört. Diesem Staat, sagt er, ist nichts anderes zuzutrauen als eine solche Form der Vergangenheitsbewältigung.

Während also jener Mann mit dem ordinären Namen sich daran macht, sein Macher-Image zu verfestigen, verläßt der Junge die Schule. Gymnasium – Elite – Leistungsdruck – Konkurrenzdenken – ja, und dann natürlich noch der Ärger andauernd ...

Die vielen, kleinen, andauernden Kabbeleien mit den Lehrern. Reaktionäre zumeist, eindeutig. Was bleibt ist, auf die Treppe des ehrwürdigen Gebäudes zu scheißen. Was bleibt ist, über einen Baum in die erste Etage zu klettern und dem Englisch-Lehrer einen Joghurt-Becher auf den Anzug zu schmeißen. Was bleibt ist, dem Latein-Lehrer gebratene Hähnchen und Sarg-Kataloge schicken zu lassen, in seinem Namen zentnerweise Kohlen zu bestellen, obgleich er Ölheizung hat. Was bleibt ist, das Klassenbuch zereemoniell in einem nahen See zu versenken. Was bleibt, ist die Gewißheit, kein Streber, kein frommer Betbruder gewesen zu sein. Die Lehrer, denkt der Junge, mußten was tun für ihr Geld.

Manchmal auch etwas mehr. Einer jungen kanadischen Aushilfslehrerin schießt er aus Straßenbahnfahrkarten gefaltete Krampen unter den Minirock. Einem schottischen Förderkurs-Lehrer wird keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt, man ist zu beschäftigt mit dem Bauen von Barrikaden im Klassenzimmer und dem Drehen von Zigaretten. Dem Latein-Lehrer wird die Klassenzimmertür angezündet. Mit Hilfe einer bestimmten Atemtechnik bricht der Junge bewußtlos zusammen als der Mathe-Lehrer den Raum

betrifft. – Erinnerungen aus verschiedenen Jahren und unterschiedlichen Klassen schieben sich in- und durcheinander.

Während des Sportunterrichtes verstaucht der Junge sich den Fuß. Derweil seine Klassenkameraden schwitzen, geht er spazieren. Dank eines frisierten Attests trifft er sich ein gutes Vierteljahr lang jeden Montagmorgen mit zwei Mädchen aus einer benachbarten Schule. Sie plaudern, machen Pläne, trinken Cola, laufen herum, rauchen Zigaretten, lachen. So ist das Leben erträglich! Das eine Mädchen leiht dem Jungen ein Buch von Solschenyzin, das er zehn Jahre später noch immer nicht zurückgegeben hat. Immerhin hat er es nicht, wie die anderen Bücher, die er im Laufe der Zeit erstanden hat, mit seinem Namen versehen.

Nach Ende der Gymnasial-Ausbildung arbeitet er ein Jahr lang in einem Kindergarten. Erholung von der Schule. Aber anstrengend. Sozialpädagogie ist dem Jugendarbeiter die optimale Perspektive. Völlig klar: sozial, helfen, und antikapitalistisch natürlich. Die Herabsetzung des Volljährigkeitsalters wird mehrfach verschoben. Der junge Mann will von den Eltern weg, ausziehen, sie sind dagegen. Wollen die Kontrolle über ihn nicht verlieren. Sie ahnen nicht, daß er längst ein eigenes Leben führt.

Im Jahr des Herbstes der Republik wird er in einem Brief an eine auswärtige Bekannte diese Darstellung geben: Ursprünglicher Grund für mein Engagement war die dadurch sich eröffnende Möglichkeit, von zuhause weg zu kommen. Anlaß war mein Wollen, zu anderen Menschen (vor allem Mädchen) Kontakt zu bekommen. Nun ja, ich hatte (und

teilweise: habe) da so meine Schwierigkeiten, was dazu führte, daß ich in noch mehr Gremien mitmischte (bis zu acht gleichzeitig), was dann langsam zu vollen Terminkalendern führte. Nun ja, langer Rede kurzer Sinn: Es entstand ein Teufelskreis dergestalt, daß ich umso mehr 'machte' je mehr ich andere Leute kennenlernen wollte, die Arbeit wurde mehr, ein randvoll gefüllter Kalender schreckt natürlich ab (insbesondere meine Primärzielgruppe Mädchen), ich tue noch mehr ...

In einem anderen seiner Briefe – deren Entwürfe, Durchschläge, Kopien oder Abschriften im Laufe der Jahre mehrere Aktenordner füllen – in einem dieser Briefe schreibt der junge Mann zu Beginn der 80er Jahre einer Frau, die er Mitte der 70er durch seine Arbeit in einer Bürgerinitiative kennen- und – wenn gleich vor allem einseitig – auch lieben gelernt hatte. In Gedanken läßt er während des Schreibens Erinnerungen Revue passieren, auf dem Papier des Briefbogens reiht sich Name an Name. Schließlich gesteht er dieser Frau, im übrigen verheiratet und Mutter: Jede hatte ihre Eigenheit, manche Ähnlichkeit verband sie auch, doch letztlich gilt für sie, was ich neulich über Eine schrieb: parvenu d'amour ... Immer kam ich schließlich wieder an den Ausgangspunkt. Nie lag er hinter mir, nie ging ich zu ihm zurück. Vor mir lag er immer, bei mir immer war sein Wesen. Der Gedanke an ihn verunmöglichte das Aufgehen in Anderem; beständig war da das Gefühl, was du dieser gibst, enthältst du jener vor. Mal war dieses 'schlechte Gewissen' stark, mal weniger, doch nie ist es verstummt.

Schon im Jahre zuvor hatte diese Frau erwidert: Es ist, weiß Gott, verworren. Ich erlebe Deine Zweifel und kann Dir nicht sagen: Hab' keine mehr. Ich habe selbst sehr viele und bin, anders wahrscheinlich, kompliziert. Deine Intensität der Gefühle erreiche ich wohl nicht; ein bißchen hoffe ich zumindest, daß es nicht so wäre. – Ich beneide Dich nicht. Es ist nicht so gemeint, aber sicher klingt es brutal, nur: ich meine es ganz ehrlich. – Der Preis, den Du für die Intensität Deiner Gefühle zahlst, scheint mir unheimlich hoch. Vor nichts fürchte ich mich im Grunde mehr, als vor Einsamkeit. Ich komme mir auch im normalen ganz alltäglichen Alltag so oft so verloren vor.

Verloren, Einsamkeit, Gefühle – für den jungen Mann sind das immerwiederkehrende Motive seiner Version der Wirklichkeit. – In der Tat kann man das Leben des jungen Mannes als Kette aufgezogener Einsamkeiten lesen; eine Kurz-Beziehung reiht sich an die nächste. In Stunden zu messen, bestenfalls in Tagen – während Lehrgängen und Wochenendseminaren. Sinnlichkeit stellt sich ihm dar als Masturbation oder weltflüchtiger Kino-Besuch.

Zwischen Buchdeckeln und angesichts der belebten Leinwand kommt sie zur Ruhe, diese ewige, andauernde, ergebnislose, spannende, ermüdende, erfrischende, anstrengende Suchbewegung, von der er in der Mitte seines dritten Lebensjahrzehntes berichtet. Suche nach Lebensformen – auf jenem schmalen Streifen Landes zwischen Sorge und Verantwortung, zwischen Sicherheit und Eingeschlossensein, zwischen Behaglichkeit und Enge –, Ausdrucksmöglichkeiten

– jenseits der Sphäre der Allgemeinbegriffe, die das Leben säuberlich in klar umrissene Schemata zu zwängen sucht –, Verbindlichkeiten – bar jenes Druckes zur Aufgabe persönlicher Gestimmtheiten im Interesse eines großen Ganzen –, Lerngelegenheiten – nicht aus Vorschriften, vielmehr Motivationen abgeleitet, nicht um der Leistung willen, sondern der Freude wegen –, Momente der Verbesserung und Vervollkommnung eigenen Daseins.

Für Augenblicke kommt diese Suchbewegung zur Ruhe, beim jungen Mann nicht anders als beim Jungen. Aber der meint, nichts zu vermissen. Schließlich hat er eine Aufgabe, wird von Gruppen, Versammlungen, Konferenzen, Kongressen gewählt in Vorstände, Arbeitsgruppen, Delegationen, Kreise, Kommissionen.

In seinem Brief an jene ferne Bekannte, zu der sein Kontakt wenige Monate darauf abbricht, schreibt er noch vor dem Deutschen Herbst, sein Politik-Verständnis habe sich in der letzten Zeit grundlegend gewandelt. Waren es zunächst ausschließlich persönliche Gründe, so begreife er seine heutige Arbeit als historisch notwendig. Das Kennenlernen von anderen Menschen sei für ihn eine wenngleich auch (auch politisch) wichtige – Nebensache, die er nicht missen möchte, auch wenn er nicht mehr in jedem Jungen einen potentiellen Freund, in jedem Mädchen eine potentielle Freundin sehe.

Schon als pubertärer Jüngling hat er begonnen, Gedichte zu schreiben.

Dies ist Ort und Zeit, sich Mitteilung zu machen von sich selbst. Die Verhältnisse der Menschen, ihre Freude, aber vor allem ihr Leiden, sind Sujets, um die der Junge in immer anderer Form kreist. Schreibend kommt er sich näher, ohne indes jahrelang sieh zu sehen. Erst ein Weltensturz bringt schließlich den Durchbruch – wieder schreibend; inzwischen auch prosaisch.

In einem jener Bücher von Autoren des anderen Staates der gleichen Nation, die Ende der 70er Jahre vermehrt in seinem Lande erscheinen, entdeckt der junge Mann irgendwann Sätze, die ihm aus dem Herzen gesprochen scheinen: Daß ich schreiben muß, steht mir fest. Es ist eine Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen ... Das Ungenügen mit sich selbst ist der eigentliche Stachel.

Bekenntnisse des Ungenügens, Teile seiner brieflichen Zeugnisse Ende des vergangenen Jahrzehntes.

... Es ist eine ganz neue Situation für mich, so ganz ohne Terminkalender zu leben, ohne ewig von einer Veranstaltung zur nächsten Sitzung reisen zu müssen. Zwar lebe ich eher 'zurückgezogen', d.h. ich bin meistens in meiner Wohnung. Aber das Gefühl, machen zu können, worauf ich gerade Lust habe, ist etwas ganz Neues. Du weißt, seit sieben, acht Jahren habe ich immer irgendetwas gemacht, habe mir Sachzwänge und Termindruck geschaffen, hatte kaum Privatleben, war immer unterwegs. Und jetzt habe ich Zeit. Zeit! Zwar: Ich habe mir diese Zeit nehmen müssen, aber ich habe das Gefühl, daß ich im Moment nichts mehr brauche als Zeit. Ich flippe nicht mehr durch die Gegend, sondern sitze zuhause,

schreibe viel, denke nach, wühle herum und habe Zeit. Ganz schön irre, was? Nun ja, das wurde ja auch langsam mal Zeit, denn ich habe – glaube ich – eine ganze Menge nachzuholen. Wenn Du so willst: meine Jugend. Hört sich zwar pathetisch an, aber so bin ich nun mal im Augenblick!

... nicht so viele Skrupel wie Du, ohne Führerschein Auto zu fahren. Ich habe mich einfach in den Wagen gesetzt und bin losgefahren. Noch dazu ohne jede Fahrpraxis. Tja, allerdings bin ich dann kurz vor meinem Ziel (etwa 40 km ...) auf regennasser Straße ins Schleudern gekommen und mit dem Bus umgekippt. Das war dann nicht so gut, weil sich herausstellte, daß ich noch weitere 20 km weiter mußte, die ich dann zu Fuß zurückgelegt habe. Der Erfolg? Nun, zum einen war spätestens das der Anfang vom Ende der Beziehung zu M., und zum anderen habe ich jetzt noch ein Verfahren am Hals, wegen Fahrerflucht und Fahrens ohne Führerschein. Vor einigen Jahren habe ich mir schon einmal so ein Stück geleistet. Damals bin ich mit einem Fahrrad bei ca. 35° im Schatten von der Nähe von München nach Österreich gefahren (auch ohne den gewünschten Erfolg). Wahrscheinlich werde ich, wenn ich mich weiterhin so steigere, das nächste Mal ein Flugzeug 'chartern', um einen derartigen Ausflug zu machen. Mal sehen.

... hege seit etwa zwei Wochen den bestimmten Verdacht, daß ich, populär ausgedrückt, 'geisteskrank' bin, oder präziser: chronisch depressiv bin. Offenbar schon seit etlichen Jahren zumindest habe ich bisher nichts entdecken können, was diesen Verdacht widerlegen könnte. Einschlägige Beschreibungen und Definitionen von Anna Freud über Wilhelm

Reich bis Frederic F. Flach lassen mich mir geradezu als Prototypen eines solchen Menschen erscheinen. Und so habe ich dann meine ersten Erfahrungen mit der bundesdeutschen Psychiatrie sammeln dürfen. So wurde ich letzten Freitag von einem 'Facharzt für Neurologie und Psychiatrie' mit der Erklärung überrascht, mit mir sei „organisch alles in Ordnung“. Man stelle sich das einmal vor! Da schaffe ich es endlich, mich zu überwinden und meinen Hausarzt um eine Überweisung an einen Facharzt zu bitten (der sehr verständnisvoll reagierte: „Haben wir nicht noch ein Buch über Schizophrenie? Dann kommen wir hier an und sagen: Ich bin schizophren ...“), raffe mich dann auf, so'n Fachmann zu besuchen, der prüft dann die Sinnesfunktionen, Reflexe und Gehirnströme und erklärt mir dann 'ne Woche später, ich sei „organisch“ o.k. und solle etwas Ausgleichssport treiben, im übrigen vergingen Schlaflosigkeit, Schlafstörungen, Müdigkeit und Appetitlosigkeit (zumindest – in dieser Ansammlung – mögliche Symptome von Depression) „von selbst“, wenn man dem Patienten erklärte, daß alles „in Ordnung“ sei. Und das Ganze dann noch, obwohl ich bei meinem ersten Besuch ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ich – zumindest im landläufigen Sinne – deprimiert sei. Ich frage mich echt, was so'n Mann berechtigt, sich Facharzt zu nennen ...

... Es ist schon ziemlich beschissen mit dem Warencharakter menschlicher Bedürfnisse. Schacher, Tauschwertabschätzung, Angebot, Nachfrage, Ablehnung, Begehren, Mangel, wohin du blickst. Zuweilen verliere ich den Blick dafür (in Momenten, wenn ich selbst einen für mich günstigen Tausch abgeschlossen habe), aber im Grunde belastet es mich tagtäglich, macht mich

bald wahnsinnig, bald verzweifelt, bald wütend, bald verzagend. Und das Schlimmste: Ich mache mit, biete an, versuche einzutauschen. Sicher: Ein gutes Gewissen dabei hab' ich zumeist, immer, schon, doch ändert das nichts am Prinzip der kapitalistischen Rationalität menschlicher Beziehungen. Zum Kotzen! Zwar durchschaue ich die Mechanismen des Tauschgeschäftes, doch begreife ich nicht die Wertskala, die Wertung und Gewichtung der Tauschobjekte auf dem Markt. Und – falle durch. Scheitere. Bin – einmal mehr – allein. Und dies – das Alleinsein – ist, Du wirst's erkennen, die eigentliche Konstante, das mich Prägende, was sich durch mich und meine Lebensumstände hindurchzieht. Es muß wohl so sein.

Was mich bedrückt, ist die zeitweilige Hilflosigkeit, mit der ich den Umständen gegenüberstehe; wenn ich die Selbst-Isolierung anderer nicht vermag aufzubrechen, ihr vor-ver-drängen ... und doch nicht weiß, wie ich sagen kann, was ich sagen will, nein: muß.

Die Zeit, die Zeit ... und wir haben doch so wenig. Jeder Augenblick ist verloren. Gleichgültig, ob wir ihn lebten oder er uns lebte. Nicht der Tod, die Aussicht auf ihn, ist's was mich ängstigt. Die Ansicht des menschlichen Unvermögens ist's vielmehr. Wir machen und machen und nichts kommt dabei heraus. Jeder sucht sich seinen Messias. Leithammel sind's alle, die sollen, was sie nicht können: uns leben, *leben*, helfen. Ob's nun Gott ist, Backwahn oder andere Greise wie z.B. Marx, der Chauvinist. Von Befreiung labern sie alle und bringen doch nichts als Elend, Unterdrückung, Joch und Gulag hervor, wie immer das im Einzelfall auch aussehen mag. Sag, ist's nicht schrecklich?

... Schluß mit der (Über-)Pointierung. Ich bin's nur ganz einfach leid, mich immer und immer wieder irgendwelchen Sachzwängen, vorgegebenen Linien, normierten Mustern unterzuordnen. Ich hab 's – zum großen Teil, ohne daß es mir bewußt gewesen wäre – den größten Teil meines Lebens gemacht. Einmal muß damit Schluß sein. Und wenn ich daran wirklich 'wahnsinnig' werden sollte, so ist das schon o.k. Einmal stellt sich eben die Frage nach dem Weg, den du gehen willst. Ich zwingen niemanden, mir zu folgen, aber das ewige Kompromiss-Schließen, sog. 'Rücksichten' nehmen, mit einem Wort: die Selbstaufgabe durch Selbstverleugnung muß ein Ende haben.

... es ist wie immer: Ich bin zugleich verzweifelt und froh, betrübt und glücklich, ausgeglichen und aggressiv. Es geschieht halt so viel in so kurzer Zeit, daß ich nicht vermag, alles aufzunehmen; die Hälfte wird vergessen, die andere zum Teil verarbeitet – und damit entstellt –, zum Teil schlicht aufgesogen. Einerlei, jedenfalls ist's nicht auf einen Nenner zu bringen. Ach! es ist so eine beklemmende Traurigkeit um mich und eine drückende Leere. Liegt's am Wetter, an meiner Leber, oder ist's ein Durchbruch meiner Depressivität? Je nun, alles ist so recht trostlos. Kein Halt, keine Stütze, kaum Orientierung. Das einzige Labsal, das mir bleibt im Moment, ist der Schlaf. Fortwährend flüchte ich in ihn. Nur er kann mir Momente der Ruhe, der Ausgeglichenheit, des Wohlbefindens bescheren. Ja manchmal, da ich doch so viel und intensiv träume, wähne ich mich sogar glücklich. Doch kaum bin ich wach, ist schon fast alles wieder entschwunden. Nur Gedanken, Traumfragmente, Erinnerungsfetzen bleiben noch einen Augenblick gegenwärtig, dann hat mich das Trübsal wieder. Selbst die sonst übliche

Kultivierung meiner Schmerzen, das Schreiben, will nicht so recht funktionieren. Mir versiegt der Wortstrom, ich weiß nichts Passendes zu beschreiben, wie mir ist.

Dann liege ich im Zimmer, auf meinen Matratzen, träume, lasse Gedanken vorbeiflitzen, versenke mich in die Klänge, denke an Gott und die Welt, Melite, Schule, Wohnung, Geld, Bücher, Gedichte, schwelge in Gefühlen, registriere Empfindungen, plane Entwicklungen, um sie sogleich wieder zu verwerfen. Hin und wieder schwebe ich durch die Stadt, betrachte die Menschen, verzweifle angesichts der zur Schau gestellten Dekadenz unserer Zeit. Nichts Gutes, nichts Schönes, nur Verfall, Schmutz und Blasiertheit. Wohin soll das nur alles führen? Die einzige Hoffnung ist die Hoffnungslosigkeit! Die Geschichte ist eine Geschichte des Scheiterns. Auch die meine.

Die Welt könnte untergehen, und ich hätte nicht mehr als ein müdes Lächeln bereit. Müde, ja! das ist das richtige Wort! Ich bin müde geworden. Müde und überdrüssig. Ich bin es leid, das Hoffen und Sehnen, das Trauern und Leiden, das Lachen und Herzen. Ich mag es nicht mehr länger – weiß doch aber genausowenig, was denn nun eigentlich an seine Stelle treten soll. Ich kenne doch nichts anderes, als eben dies.

Die letzten zwei Jahre einer Dekade im Zeitraffer der Korrespondenz. Willkürlich ausgewählt, unvollständig und repräsentativ.

Ein halbes Jahr vor Vollendung seines zweiten Lebensjahrzehntes wird er volljährig, zieht kurz darauf aus dem Elternhaus aus. Der junge Mann be-

sucht inzwischen wieder eine Schule, um die Fachhochschulreife Sozialwesen zu erreichen. Er ahnt nicht, daß aus den üblichen zwei Jahren insgesamt sechs werden werden. Wieder engagiert er sich. Schülerarbeit. Die Jugendarbeit stellt er zurück, auch bedingt durch seinen Umzug in die Landeshauptstadt. Wieder Funktionen. Wieder Posten. Erneut Termine, Hektik, Zugfahrten. Sitzungen, Konferenzen, Seminare ... Er kauft sich einen Diplomaten-Koffer für die Unterlagen. Die siebziger Jahre überschreiten ihren Zenit.

Schon in der Zeit, da er sich mit Kleinkindern beschäftigt und der Organisation von Kindergruppen und Elternarbeit, schon damals hat er begonnen, für Jugendzeitungen zu schreiben. Er wird bald zum verantwortlichen Redakteur der Mitgliederzeitschrift der regionalen Kanzler-Nachwuchs-Organisation gewählt. Seither wird dieses Feld seiner Arbeit immer wichtiger für ihn.

Schreibend setzt er sich mit theoretischen Fragen innerhalb der Organisation auseinander. Schreibend verarbeitet er private Problemstellungen. Schreibend nähert er sich historischen Gegenständen. Sind es zunächst nur wenige hundert Exemplare, in denen er erscheint, so schreibt er drei Jahre später schon in einer Zeitschrift der Partei mit einer Auflage von einhunderttausend.

Die Schülerarbeit, besser: die manigfaltigen Funktionen, die er wahrnimmt, gestatten schließlich keinen regelmäßigen Schulbesuch mehr. Zu viele Termine stehen dem entgegen. Der junge

Mann bricht die Schule ab, widmet sich ganztätig seiner politischen Arbeit. Die Partei des Kanzlers, von dem man inzwischen weiß, daß er auch einmal Vorsitzender der Jugend-Organisation gewesen war, und der in dem Jahrzehnt, in dem der junge Mann geboren wurde, radikal-pazifistisch argumentiert hatte, jene Partei zahlt dem jungen Mann ein geringes Salär für seine Tätigkeit als Landeschülersekretär. Während er diese Funktion ausfüllt, gewinnt seine Organisation die Wahlen zum Landeschülerrat. Daraufhin wird sein Name auch in der Parteipresse lobend erwähnt.

Zu dieser Zeit forciert er auch sein Verweigerungsverfahren. Im Frühjahr findet dann die zweite Verhandlung vor der Prüfungskammer statt: Sie gewann von dem Wehrpflichtigen den Eindruck eines intelligenten, idealistischen und sehr empfindsamen Menschen, der von der Notwendigkeit seiner Verweigerung zutiefst überzeugt ist.

An dem Tag, als eine große Mitgliederversammlung des Verbandes stattfindet, in dessen Geschäftsstelle er seinen Zivildienst ableistet, an jenem Tag geht die Meldung durch die Nachrichtensendungen, daß in Stuttgart-Stammheim mehrere Gefängnis-Insassen Selbstmord verübt hätten. Der junge Mann ist spontan davon überzeugt, daß die offiziellen Verlautbarungen gelogen sind.

Mit der gleichen Spontaneität hat er einige Zeit zuvor während eines Wochenseminars seiner Organisation die morgendliche Meldung beklatscht, daß der höchste Strafverfolger des Staates erschossen worden sei.

Der Herbst hinterläßt Spuren in dem jungen Mann. Mit vorgehaltener Maschinenpistole wird er an einem innerstädtischen See von der Mofa gebeten. Deutscher Herbst. Im Zug nach Bonn, während der Fahrt zu einer seiner Kommissions-Sitzungen, wird sein Köfferchen von Organen der Staatssicherheit durchsucht.

Die Aktentaschen der Normalbürger neben ihm bleiben unangetastet. Er hat lange Haare und Aufkleber auf dem Koffer.

In diesen Tagen erscheint eine Broschüre mit dem ironisierenden Titel-Satz 'Vorwärts Genossen!! Die Avantgarde ist hinter euch her!' Darin beschreibt der junge Mann an einem Beispiel die herrschenden Strukturen jener Nachwuchsorganisation der staatstragenden Partei. Gemeinsam mit einer nieder-rheinischen Genossin – und später auch einigen weiteren – hatte er in der Bundes-Schülerkommission eine von Dogmen und Scheuklappen freie sog. 'Lust-Fraktion' etabliert. Dadurch waren die beiden für die Vertreter der anderen, großen, innerverbandlichen Gruppierungen zum Ärgernis geworden.

Das, was die Repräsentanten jener großen Fraktionen für politische Argumente hielten, das konnte den jungen Mann und seine Genossin nicht überzeugen: Sie überprüften die Sprüche anhand der Schulpraxis und befanden das Ergebnis für unausgewogen. Die Folge: Man greift zu Klatsch und Tratsch. Ein 'Exkurs' in der erwähnten Broschüre gibt ein Beispiel.

Als sich die beiden vom traditionellen Sauf-Samstagabend einer Sitzung ab-

setzten, um sich beim Spaziergehen über verschiedene Probleme zu unterhalten, wurde sofort das Gerücht kolportiert, die beiden hätten sich im Bett des Hotels vergnügt ... Hier zeigt sich nach unserer Auffassung auch die bornierte und von bürgerlichen (Un-)Moralvorstellungen geprägte Einstellungen zu Beziehungen zweier Menschen mit unterschiedlichem Geschlecht. Wurde hier doch nicht einmal über Erotik gemutmaßt, sondern über kalten, unpersönlichen Sex. Zudem: Auf diese Weise wurde gleichzeitig versucht, die Meinung des weiblichen Teils zu definieren als einfachen Abklatsch der Position des männlichen Teils. Welch ein patriarchalisches Partnerschafts-Verständnis!

Ein Jahr später veröffentlicht der junge Mann einen Aufsatz, in dem er sich ausschließlich mit der Rolle der Frau beschäftigt. Einleitend heißt es dann dort: Als Geschlechtspartner begehrt – als Diskussionspartner kaum akzeptiert; als Hausarbeitstier eingesetzt – als 'Familienvorstand' nahezu undenkbar: Kennzeichen der Frau – auch heute.

Der theoretisch oft formulierte Anspruch, für die Emanzipation der Frau zu kämpfen, wird in der Praxis auf die (unausgesprochene) Feststellung reduziert, daß in div. Delegationen, Vorständen und Seminaren auch Frauen vertreten sein sollen, damit zumindest ein anderer Politik-Anspruch realisiert werden kann: 'Politik muß auch Spaß machen ...'

Eine andere Stelle des gleichen Textes – der, nebenbei bemerkt, über ein halbes Jahr lang von der Redaktion der Organisationspublikation zurückgehalten wird – eine andere Stelle liest sich so: Liebe wird reduziert auf Sexualität, Lust

auf Trieb, Erregung auf Stimulanz, Erfüllung auf Orgasmus, Partnerschaft auf Schlafzimmer. Die Kenntnis der Persönlichkeit der Frau ist unwichtiger als das Kennen der Geschlechtsorgane, die Psyche weniger interessant als die Anatomie. Es gilt, aus dem Kreislauf von sexueller Begierde, materieller Abhängigkeit und psychischer Unterdrückung auszubrechen.

In einem zur gleichen Zeit in der französischen Hauptstadt erscheinenden Buch schreibt der junge Mann über den geschichtsträchtigen Herbst des vergangenen Jahres.

Die besonders nach der Entführung des ehemaligen SS-Mannes und Präsidenten der bundesdeutschen Arbeitgeberverbände Schleyer durch die mörderischen Politdesperados der RAF zu beobachtende Polizeipräsenz auf den Straßen dokumentiert eindrucksvoll die Wachsamkeit des 'Großen Bruders': 'Big Brother ist watching you!' 1984 – in der BRD teilweise schon heute. Die terroristische 'Rote Armee Fraktion' ist dabei das perfekte Alibi für den Staat, Stück für Stück an der Demokratie zu knabbern ...

Nachdem er für seine Teilnahme an dem bundesweiten Streik der Zivildienstleistenden disziplinarisch gemäßregelt werden soll, ficht der junge Mann die Sache bis zum Bundesdisziplinargericht durch. Ein Versetzungsantrag seines Dienststellenleiters, eine Geldbuße und ein Aussetzen der turnusmäßigen Solderhöhung waren die ersten Folgen. Achtundfünfzig Akten-Seiten später

bleibt nichts von dem bestehen, ein folgenloser Verweis tritt an deren Stelle.

Im Dienstzeugnis endlich heißt es sogar: Die ihm übertragenen Arbeiten führte er sorgfältig aus ... Sein Verhalten gegenüber den Mitarbeitern gab zu Beanstandungen keinen Anlaß.

Der Schwerpunkt seiner politischen Arbeit wird verlagert. Auf die Schülerarbeit folgt das Engagement für demokratische Rechte. Doch noch immer vor allem im Rahmen jener Organisation, deren Bundesvorsitzender der Disziplinierungs-Maschinerie der Kanzler-Partei zum Opfer fällt. Der Organisation macht das nichts aus: Es ist ihr gleich, was ihrem Vorsitzenden widerfährt, nur müde Protestbekundungen werden pflichtgemäß veröffentlicht. Eine Kundgebung findet mit knapp eintausend Teilnehmern statt. Der Rest der Drittelmillion Mitglieder ist offenbar zu beschäftigt.

Der junge Mann nimmt nun Teil an der regionalen Vorbereitung des Dritten Internationalen Russell Tribunals über die Situation der Menschenrechte in der Bundesrepublik Deutschland. Bis auf die örtliche Gliederung der realsozialistischen Satelliten-Partei arbeitet das gesamte linke Spektrum seiner Heimatstadt zusammen.

Er fühlt sich als Teil einer breiten Bewegung. Und dieses Gefühl bleibt ihm auch, als der regionale Arbeitszusammenhang – mit auf sein Bestreben hin – auseinanderbricht, weil sich schließlich doch zu breite politische Unterschiede offenbaren.

Trotzdem aber verfolgen die Mitglieder seiner Organisation, die ihn entsandt haben, die Arbeit nur mit Mißtrauen. Zu

groß sind die Berührungängste der Nachwuchsorganisation, als daß sie unvoreingenommene Zusammenarbeit mit anderen Gruppen hätte tolerieren können.

Als er zwei Jahre darauf während einer kommunalpolitischen Konferenz viele jener Leute wiedertrifft, bilanziert er in einer kleinen, regionalen Zeitschrift.

Es war erfrischend zu erleben, wie Leute, die vor einigen Monaten bestenfalls via Flugblatt miteinander umgingen, zusammenhockten. Einerseits. Die Einsicht in die Notwendigkeit der Gründung von greifbaren, handhabbaren 'Innenverhältnissen', um dem wachsenden 'Außen- druck' standhalten zu können, mag dazu sicherlich sein Teil beigetragen haben. Andererseits. Und schließlich: Mein Vor- Urteil konnte ich wohlgenut wieder mit nach Hause tragen: Wer seine Stimme abgibt, hat nichts mehr zu sagen! Laßt uns auf die Wahlen pfeifen, nicht unsere (Zusammen-)Arbeit durch sie zerstören.

* * *

Doch ohne daß er es bewußt wahrgenommen hätte, war etwas entstanden wie Heimat! Sicherheit in gewissen Grenzen jedenfalls. Deshalb verläßt er seine Organisation nicht. Trotz des wechselseitigen Unmuts.

In einem Artikel, Anfang '79 publiziert, versucht er, die in der Nachwuchsorganisation überfällige Debatte über die Alternativbewegungen zu entfachen. In seiner Entgegnung auf einen Beitrag, der jenen Selbsthilfe-Projekten skeptisch gegenübertrat, schreibt der junge Mann:

„Er hatte gekämpft und dabei sich selbst gefunden. Die meisten aber kämpfen, um sich dabei zu verlieren“ (recht frei nach Hesse). Warum fällt es so schwer, wenigstens zu respektieren, wenn schon das Akzeptieren nicht möglich scheint, daß andere Menschen eben *andere* Menschen *sind* (das kommt von 'sein!')? Welch ein Sozialismus-Verständnis ist das, wenn gefordert wird, auf ein wenig Ich-Werden zu verzichten, sich der permanenten Vergewaltigung zu unterwerfen, weil einzig dies der vermeintliche Weg zum Sozialismus sei.

Auch ich halte (noch) nichts vom 'Aussteigen', aber ich halte es für immens notwendig, ja: überlebenswichtig zu suchen. Nach Wegen zu suchen, die zur Menschlichkeit und meinethalben Sozialismus führen.

Großmut, Ehrlichkeit und Gelassenheit sind mir wichtiger als theoretisch gerechtfertigter Aktionismus im Studierzimmer.

Zudem: Den verdammt Kapitalismus werden wir erst dann vernichten, oder für Linientreue: die Machtfrage stellen können, wenn wir ihn in uns selbst besiegt haben und nicht fortwährend auf Verkehrsformen und Verhaltensweisen zurückgreifen, die eben von ihm produziert werden. Doch dazu müssen wir uns erst-einmal kennen- und akzeptierenlernen ...

Anfang der 80er Jahre wendet sich der junge Mann stärker Fragen der politischen Moralität zu. So in einem zornigen Artikel über die Situation in Vietnam.

Da verlassen tausende und abertausende von Menschen ihr Land. Auf einem

Weg, fast so gut wie Selbstmord. Das Risiko nehmen sie in Kauf. Lieber den Tod, als länger in der Heimat bleiben. Wie reagiert die Linke auf diesen Sachverhalt? Sie analysiert. Derweil tausende ertrinken, verdursten, von Seuchen dahingerafft werden. Dann kommt sie zu einem Ergebnis: Alles Kollaborateure der Amerikaner, Bordellbesitzer, Kriegsgewinnler. Reiche Leute. Also, wozu sich aufregen? Denen geschieht's ganz recht. Wirklich? Haben diese Menschen kein Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit? Nein, sie sollen büßen, sie sollen ruhig verrecken ... Sicher: Ich übertreibe. Aber steckt nicht genau diese Haltung hinter der eher sporadischen Aktion der Linken?

Ein halbes Jahr später ist es dann doch soweit: Der junge Mann kündigt der Sozialdemokratie die Gefolgschaft, nimmt Abschied von ihr.

Abschied, indem er den um innerverbandliche Pfründe buhlenden Gruppen seine Kritik vorhält. Abschied, indem er grobschlächtig feststellt: Die Arbeiterschaft (ob organisiert oder nicht) ist in ihrer übergroßen Masse voll integriert in das 'Modell Deutschland'; Konsumangebote, Infizierung durch Sozialdemokratie und Gewerkschaften mit dem Bazillus der Sozialpartnerschaft, Freiräume für 'linke' Sandkastenspielereien und gleichzeitig systemintegratives Moment etwa im Rahmen der 'Mitbestimmung' usw. usf. machen es wenig wahrscheinlich, daß ausgerechnet die ideologisch bestversorgte (von 'sozialdemokrat-magazin' bis 'Bild') Schicht eine revolutionäre Umwälzung auch nur 'in Gang setzt'. – Wenn überhaupt, dann wird 'die Arbeiterschaft' erst eine Rolle spielen – eine progressive – nach der Zerschlagung der überkomme-

nen Machtapparate (und dazu gehört nun einmal auch die organisierte Sozialdemokratie).

Abschied, schließlich, indem er bezweifelt, daß sein Engagement überhaupt von Nutzen sei.

'Ich glaube, er wäre gering', wie es August Strindberg so treffend formuliert, 'denn ich bin noch immer dabei, die Scherben meines zerbrochenen Gefäßes zusammenzusammeln, bin mir noch nicht völlig klar, habe den Eindruck, nur ein Konglomerat aus kassierten Überzeugungen zu sein, habe gekämpft, daß ich müde geworden bin, bin so sehr 'Talent', daß das Ethische niemals rein zum Vorschein kommt, oder so skeptisch geworden, nachdem ich gesehen habe, daß das meiste, wofür ich geschwärmt habe, im Grunde eitel ist, so daß ich kaum noch mehr besitze als meinen großen schönen Haß gegen jede Unterdrückung und jede vergoldete Gemeinheit!'

Mein zerbrochenes Gefäß ... Das war ein, zwei Jahre zuvor zerbrochen. Im vergangenen Jahr hatte er lediglich einen einzigen Text publiziert, der zudem schon viel früher formuliert worden war.

Geschrieben indessen hat der junge Mann nie soviel wie in diesem Jahr. Aber nicht zur Veröffentlichung gedacht. Eher schon ein selbstquälerischer, intuitiv entstandener Initiationsritus. Und es ist auch eine andere Art des Schreibens. Briefe zuvörderst und Tagebuchaufzeichnungen; die Seitenzahl geht in die Hunderte. Es ist seine Verarbeitung einer unglücklich verlaufenen Liebesbeziehung, die begonnen hatte während eines Kongresses seiner Organisation und endet

buchstäblich auf dem Kehrblech der Freundin.

Im Lebensalter ist Sie ihm Jahre voraus, in ihrer politischen Sozialisation hinkt Sie, meint er, Jahre hinterher. Aber, und das ist eine der Beobachtungen, die er rückblickend macht, Politik verliert sehr bald ihren Stellenwert in seinem Leben.

Einige Monate lang bemüht sich der junge Mann, Zeit und innere Ruhe zu finden für jene Frau, doch nur ersteres gelingt ihm. Das, was bisher von seiner politischen Arbeit, wie er's benennt, ausgefüllt war, das füllt er nun mit jener Frau. Waren es bisher nahezu ausschließlich jene Erfolge, die sich in Mandaten und Funktionen zählen ließen, aus denen er Selbstbewußtsein und Lebensgefühl schöpfte, so sucht er nun möglichst vollständig in seiner Beziehung zu jener Frau aufzugehen. Die, wie er Jahre später erkennt, doch nur Halt sucht und Unterstützung für den Ausbruchversuch aus ihrer Ehe.

Der junge Mann lauscht zustimmend ihren Reden von Freiheit und Unabhängigkeit, ihrer Sehnsucht nach Ungebundenheit. Und – klammert sich an sie. Nach einem guten Vierteljahr verläßt sie ihn. Für ihn, der als Vergleich nur Wochenendbeziehungen kennt, bricht eine Welt zusammen.

Der Mann sitzt auf seinem Bett, schreibt. Zuweilen blickt er auf dabei, sieht auf die Stelle, wo bis vor einigen Wochen, nein: Monaten inzwischen schon, die Frau geschlafen hat. Einmal steht er auf, geht langsam durch die Woh-

nung, als erforsche er ein ihm unbekanntes Land. Dann schreibt er weiter. Die meiste Zeit spielt ein leichtes Lächeln um seine Lippen. Hin und wieder aber wird er ernst. Es scheint dann, als würden seine Augen kraftlos, und die Bewegung seiner Hand wird langsamer. Manchmal stockt sie ganz, und der Mann fährt mit den Fingerspitzen seiner linken Hand nachdenklich über seine Stirn. Bald aber schreibt er weiter. Es wird dunkel währenddessen, und als er fertig ist und auf seine Armbanduhr sieht, ist es fast Mitternacht. Morgen ist wieder ein ganz gewöhnlicher Arbeitstag. Der Mann schläft gut in dieser Nacht.

Und der Mann kriecht aus den Trümmern und sieht sich um. Das Ausmaß der Zerstörung läßt ihn erstarren. Rings herum erscheint alles unverändert. Sein Haus jedoch, sein Garten, alles, was er besitzt, besaß, ist zerstört. Nur die Grundmauern, in ihren Fundamenten, sind noch zu erkennen – er erkennt, wo einmal der Rasen war, jetzt eine dürre gelblich-braune Fläche; sieht, wo einmal seine Bäume standen, jetzt nur noch morsche Stümpfe aus dem Boden ragen; und er entdeckt schließlich auch seine Blumenbeete, wo ein paar verdorrte Stiele in die Höhe ragen, die Erde bedeckt ist mit welken Blättern, sich in ihrer Farbe kaum noch unterscheidend.

Als bald macht er sich an die Arbeit. Er begreift das alles nicht, erkennt jedoch, offenbar machte er einen Fehler. Den nun muß er finden. So, wie es war, geht es nicht. – Doch wie war es? – Er beginnt, die Trümmer zu sortieren, legt den Grundriß seines Hauses frei, studiert die Arten der Beschädigung seiner Wände, überprüft die Balken, die alles hielten. Als er sieht, wie gravierend seine Verstöße gegen einfache Regeln der Bau-

kunst sind, wäre er am liebsten vor Scham im Boden versunken und vor Zorn an die Decke gesprungen. Doch der Boden ist zu hart, als daß er ihn aufnehmen könnte, und die Decke ist – wie alles andere – eingestürzt.

Also macht er weiter. Er studiert die Lebensgewohnheiten seiner Pflanzen und begreift, daß sie so, wie er sie anordnete, gar nicht existieren konnten. – Verzweiflung übermannt ihn. Bewußtlos sinkt er zu Boden. Überwältigt von seinem Mißgeschick und der Erkenntnis seines Verschuldens.

Als er wieder zu sich kommt, beginnt er, mit sich zu hadern. Doch es wird kalt um ihn herum, und er beginnt zu frösteln. Notgedrungen macht er sich daran, aus den Trümmern eine Hütte zu zimmern. Er arbeitet verbissen, denn niemand kommt, ihm zu helfen. Der Mann schuftet allein und einsam. Als die Kälte der Nacht die letzten Erinnerungen an die wärmenden Strahlen der Sonne auslöscht, hat er ein Dach über dem Kopf und Wände, die ihn notdürftig vor dem Winde schützen. Er rollt sich zusammen und fällt in einen von wirren Träumen unterbrochenen leichten Schlaf.

Da das erste Licht des neuen Morgens ihn weckt, ist er noch immer müde. Er kriecht ins Freie. Im hellen Licht der Morgensonne besieht er die Hütte und – wird sehr zornig. Welch eine schäbige Behausung hat er sich da errichtet! In seinem Zorn will er alles sogleich wieder dem Erdboden gleich machen. Hat er denn nichts verstanden?

Müssen alle die Unzulänglichkeit seiner Baukunst sehen? Nein! Lieber will er erfrieren. Doch die Balken, die er tags zuvor in den Boden gerammt hat, halten seinem zornigen Ansturm stand. Die Bretter, die er vernagelte, bleiben an ih-

rem Platz. Mag er sich mühen wie er will, die Hütte hält. – Langsam verfliegt sein Zorn. Ruhe kehrt ein in den Mann der Rastlosigkeit und Hast. Erneut beginnt er zu begreifen.

Erschöpft setzt er sich auf den Boden und sinnt darüber nach, warum die Balken so fest, die Bretter so stabil sind. Hat er sich beim Versuch, die Behausung wieder einzureihen, genug angestrengt? Sind seine Kräfte zu schwach gewesen, ob seiner Müdigkeit? Zweifel plagen ihn. Stunde um Stunde. Woche für Woche. – Die Zeit verrinnt. Der Mann verbringt sie damit, Ritzen zu verstopfen, Türen und Fenster einzusetzen. Immer in Angst vor dem nächsten Sturm, der all die Mühe im Handstreich wieder zusammenfallen lassen kann.

Der Sturm kommt; kaum traut er sich, das kleine Haus zu betreten, so sehr hat er Angst, diesmal von den Balken und Steinen erschlagen zu werden. Das Unwetter bricht mit Ungestüm über ihn herein. Der Wind zerrt an Türen und Fenstern. Sucht einen Weg zwischen den Fugen der Steine. Der Regen fällt auf sein Dach, bemüht, es hinwegzuschwemmen. Die Müdigkeit überwindet die Angst. Der Mann schläft ein.

Es ist still, beinahe gefährlich ruhig. Was ist geschehen? Sorgenvoll sieht er sich um. Blickt aus dem Fenster. Das Gewitter ist weitergezogen. Kein Tropfen Regenwassers hat das Innere seines Hauses erreicht. Keine Fuge im Mauerwerk ist ausgehöhlt. Er meint zu träumen. Doch auch, nachdem er seinen Kopf in einen Eimer kalten Wassers getaucht hat, bietet sich ihm das gleiche Bild: Sein Haus hat standgehalten.

Eifer befällt ihn. – Begierig macht er sich daran, auch seinen Garten wieder herzurichten. Anders, als er zuvor war.

Wieder vergehen Wochen. Manche Pflanze muß umgesetzt werden, weil sie droht, an der Stelle, die der Mann ihr zudedacht hat, einzugehen. Doch schließlich sind die ersten Knospen zu erkennen – nicht mehr lange, und Blüten werden die Umgebung seines Heimes schmücken. Er sieht es und wird froh. Ja, sogar ein wenig stolz. Zwar, weder Haus noch Garten besitzen auch nur entfernte Ähnlichkeit mit dem Gewesenen. Aber das Haus steht fest, und der Garten grünt. Das läßt ihn allmählich den Kummer über das Verlorene in Grenzen fassen. Doch hat er Angst, alles wie der zu vergessen, was er glaubt, nun begriffen zu haben. Und so setzt er sich hin, in seinem Garten, in Erwartung der baldigen Blütenpracht, und beginnt zu schreiben. Für sich, zunächst, um nachlesen zu können, was ihn bewegte, was ihm einfiel und klarere Konturen gewann. Dann, um anderen seine Erfahrungen weiter zu geben. Irgendwann, wenn es notwendig ist.

Ja, der Garten grünt. Und das ist gut so! – Der Mann wirft den Kugelschreiber beiseite. Legt sich ausgestreckt auf sein Bett und schließt die Augen. Er fühlt sich erleichtert und schläft ein.

Von den vielen Menschen, die er in Jahren politischer Arbeit kennenlernte, von ihnen kümmert sich niemand um ihn. Verständnis findet er nicht. Auch jene alte Freundin aus Bürgerinitiativ-Zeiten Mitte der 70er kann letztlich nur seinen Klagen lauschen.

Der junge Mann verschafft sich Erleichterung, indem er genau aufschreibt, was ihm wesentlich erscheint. Ein halbes Jahr lang. Tag für Tag. Stunde um Stunde.

Er sucht sich einen Hausarzt, läßt sich Schlaftabletten verschreiben, kann ohne sie nicht mehr schlafen. Tagsüber trinkt er. Während der Arbeitszeit – es sind die letzten Wochen seines Zivildienstes – Bier. Zuhause setzt er es fort mit Wermut, Wein, Cognac, Rum, was immer gerade zur Hand ist. Sein Sold wird nahezu vollständig in Alkohol umgesetzt. Trotzdem schläft er nur mit Hilfe der Tabletten ein. Am Tag ist er dafür beständig müde.

Nicht selten hört er ein eigentliches Brummen in seinem Kopf, nicht unangenehm, eher wohlig und beruhigend. In solchen Momenten meint er, den Boden nicht zu berühren, sondern einige Millimeter über ihm zu schweben. Keine Rauschzustände; Situationen, in denen er alle Sinne souverän beherrscht und – abgesehen von Resten – keinen Alkohol im Blut hat.

Nach einem Suizid-Versuch drängt er den Hausarzt zu einer Überweisung an einen Neurologen. Der schickt ihn nach der Auswertung seiner Gehirnströme und Nervenreflexe mit dem Hinweis nach Hause, doch desöfteren in frischer Luft spazieren zu gehen. Das treibe die Flausen aus dem Kopf. Der Zorn des jungen Mannes wird ihm zur Triebfeder ...

Nachdem er ein halbes Jahr lang mehr oder minder 'zu' herumgelaufen ist, ist's plötzlich vorbei. Mit Hilfe psychologischer Literatur bastelt er sich eine neue Lebensgrundlage zusammen. Die alte, dessen ist er sich nun sicher, hat sich als nicht tragfähig erwiesen. Emanzipation und Partnerschaft; Solidarität und Verantwortungsgefühl; Antizipation der künftigen, freien Umgangsformen: Vokabeln, beständig wiedergekaut in der politischen Arbeit zuvor. Nun aber, der junge Mann fühlt es, nun erlangen die vormali-

gen Begriffshülsen langsam Leben. Die in der konkreten Liebesbeziehung doch offenbar untauglichen theoretischen Ableitungen – Politik – sterben, fallen aus seinem Wertsystem heraus.

Deutsches Mittelgebirge. Berghänge im Verband mit Tälern. Landschaft, durchzogen von Asphalt, zerfasert versickernd an den Rändern. Fachwerkbauten, kontrastiert von Beton. Landzungen der Zivilisation. Eine Rehabilitationsklinik. Der junge Mann in einem der Zimmer.

Er sieht durch Gardinen, nicht die seinen. Durch ein Fenster, ihm fremd. Auf Bäume, nicht für ihn gewachsen. Ihn gleichwohl nicht abstoßend; im Gegenteil ihm Illusion vermittelnd von Ruhe und Abgeschiedenheit.

Hat er auch die Möglichkeit zum Rückzug in diese Ruhe, die Abgeschlossenheit, die ihm das hiesige Zimmer bietet, gemißt in den letzten Wochen; Einsamkeit, in die er sich hüllen kann; fühlt er sich zwar in dieser Hinsicht besser denn zuvor, in jenem anderen Krankenhaus; mit sechs-Bett-Zimmer; mit permanenter Nicht-Ruhe, ja Aufregung bisweilen gar; mit der Unmöglichkeit des Eintauchens in innere Abläufe, der Wanderung in Richtung auf sein Innenleben; hat er sich also durch die Verlegung von der einen Klinik in diese andere insoweit verbessert – so entfacht sein Blick, bald gedankenverloren, bald melancholisch, bald tiefsinnig, bald ideenlos traurig, mal verzweifelnd hoffnungslos, mal verzweifelt trotzig; in jedem Fall zeugt ein Blick auf die jetzige Innenausstattung seines Daseins nicht Freude, nicht einmal Ausgeglichenheit oder Befriedigung, sondern ausgedehntes Unbehagen, grenzenlos,

unfaßbar, und Trauer, ebenso unbestimmbar wie dringend.

Während er hinausblickt, auf Bäume und Wolken, doch nichts sieht als Farben und Formen; keinerlei Energie darauf verwendet, in diesem Augenblick Natur zu sehen, Ursprünglichkeit einzusatmen; während ihm langsam der Schmerz in seinem Nacken bewußt wird, er trotzdem den Kopf nicht abwendet; während er dasitzt wie erstarrt, so ist er doch intensiv beschäftigt, seinen Schmerzen nachzuspüren und deren Ursachen.

Zu anders und verwirrend ist alles, als daß er mit Sicherheit sagen könnte, welches seiner Probleme wirklich ist; welches nur vordergründig, wenn nicht gar nur im Ansatz vorhanden und dann maßlos überhöht. Doch die Unsicherheit kümmert ihn nicht. Die Unterscheidung hält er für zu feinsinnig, als daß sie ihn jetzt hätte reizen können, ihre jeweilige Relevanz zu entschlüsseln. Was ist, das ist. Basta! Keine großen Worte darum machen!

Er wendet den Kopf ab, und derweil er dies tut, sieht er, daß er auf Bäume geblickt hat und Wolken. Dann erhebt er sich – ein wenig mühsam – von dem Stuhl. Hüpfte auf dem unverletzten Bein zum Bett. Läßt sich fallen. Sucht eine Stellung, die ihm Schmerzfreiheit zu garantieren scheint. Schließt die Augen.

Erinnerungen. Fetzen von Erinnerungen. Erinnerungen an Erinnerungen. Unvermittelt tauchen sie auf. Bedrängen ihn. Drohen, ihn in ihrer Vielfalt und Ungeordnetheit zu überfluten. Weder will, noch kann er sich schützen. Der junge Mann – gegen die Masse der Eindrücke. Die da nach-, durch- und ineinander vor seinem geistigen Auge ihr Wesen treiben. So beginnt er, sie zumindest ein wenig zu sortieren. Zu inszenieren.

Ein Szenario zu entwerfen, gleichermaßen seine Empfindungen widerspiegelnd wie auch die Erwartungen an Intellekt und analytisches Können. Selbstbespiegelung, Nabelschau, Narzißmus – Blitze nur, dann zerbricht der fragile Rest ironisierender Distanz.

Staunend stand er – zunächst – vor den Erinnerungen an jene Phase des langsamen Erwachens aus der Bewußtlosigkeit. Des Erkennens seiner Situation und ihrer Negierung. Der beinahe trotzige Rückfall in den Schlaf, fortwährend. Suche nach Einrichtungsteilen eines neuen Lebens. Das so, wie es nun ist, für ihn zuvor er bemüht sich, ehrlich und nüchtern zu bleiben – nicht vorstellbar war. Diesem Schauspiel, dieser überwältigenden Fülle von bisher Unbekannten, weder Schau noch Spiel, gibt er, geschlossenen Auges auf dem Bett, mit einem Lächeln um die narbig entstellten, geschwollenen Lippen den Titel *'Meine zweite Geburt'*.

Ihm gefällt die Chiffre. Alles scheint ihr zu entsprechen. Alles entspricht seiner Vorstellung des Erlebnisses einer Geburt. Widerwillen, Abscheu, ja Entsetzen sind die frühesten Erinnerungen. Er hatte abschalten wollen. Ausknipsen jenen nervenden Film, der nur aus blauen, weißen und silbernen Farbfeldern und -wolken zu bestehen schien. Seine einzige Fluchtmöglichkeit, auch noch später desöfteren, war das Hinübergleiten in Schlaf oder Bewußtlosigkeit. Beides Schritte in andere Realitäten, die er erlebte. Dies, das Erfassen anderer Wirklichkeiten, hatte denn auch die Koordination seiner Wahrnehmungen anfangs wesentlich erschwert. Letzten Endes war es nur die Menge gewesen, die die Entscheidung getroffen hatte über die allgemein gültige Wirklichkeit ...

Und – daher ist die Chiffre der Geburt so echt – in dieser Phase des Begreifens, der Menschwerdung, blieb nicht einmal die Rolle der Mutter unbesetzt. Wieder muß er lächeln, da er an sie denkt. An sie. Die Krankengymnastin. An Be-Punkt. Kleine Therapeutin in der großen Klinik. Sie kümmerte sich schon zu einer Zeit um ihn, an die er keine Erinnerungen besitzt. Sie tauchte nie plötzlich auf in seinem Leben, dem kurzen. Sie war einfach da. Länger als er denken kann. Sie lehrte ihn das Laufen und seine gelähmten Finger die Bewegung. Sie sah ihn weinen, und sie machte ihn lachen, ließ ihn albern sein. Sie wies ihn zurecht und ermahnte zur Ernsthaftigkeit. Er mußte nicht um ihre Zuwendung kämpfen, er bekam sie ohne Vorbedingung. Ganz, wie von einer tatsächlichen Mutter. Ihr Kind liebend, weil es ihr Kind ist. Nicht als Belohnung für besondere Leistungen.

Und sie war da. Länger als sonst jemand. Seine Mitpatienten vielleicht ausgenommen. Doch die zählen für ihn jetzt ohnehin nicht. Die Schwestern nehmen in dieser Szenerie die Plätze der Amme ein. Hin und wieder die Flasche bringend. Oder die Windel wechselnd. Doch auch sie Teil des Lebens in seinem Geburtshaus.

Gewohnheit, denn er hat nie etwas anderes getan, als dort zu sein; Dankbarkeit, da seine Bedürfnisse doch offenbar befriedigt wurden; und eine eigentümliche Art von Liebe, die er zuvor nie kennenlernte; Gefühle, die ihn mit jener Station verbanden. – Nun also ist er hier. Unendlich weit entfernt von all dem. Und doch nur wenig mehr als eine Autostunde.

Am schmerzlichsten war ihm die Trennung gewesen von jener Mutter. Sie

schien ihm nicht ersetzbar, weder in der Person, noch in ihrer Funktion für ihn. Das Leben jetzt, hier: trister. Und trostloser. Denn auch Trost spendete sie ihm. Während er hier bestenfalls Ermunterungen vernimmt: Es wird schon wieder ... Wo doch jeder weiß, daß es *nicht* wieder werden wird. Und so albern es auch klingt – der junge Mann verbessert sich: Nein, albern ist es nicht! –, er will sie nicht verlieren. Wenn er sie als schon nicht halten kann als Mutter, so will er sie als Freund gewinnen. Doch wie?

Ohne zu einem Ergebnis zu kommen, starrt er an die Decke. Die Gedanken schweifen ab. Von der Mutter zu den Schmerzen. In diesen Momenten nicht zu ignorieren. Nach ein paar Minuten aber etwas nachlassend. Während er sich erneut auf seine Grübeleien konzentrieren kann, fällt ihm auf, er hat zu seinen Behinderungen in den vergangenen Wochen ein durch und durch ambivalentes Verhältnis entwickelt.

Nicht selten ist er den Tränen nahe – weint zuweilen auch – und verdammt, fluchend, die Krüppeleien, die ihm so zu schaffen machen. In solchen Augenblicken ließe er sich lieber den Arm abschneiden, als sich noch länger mit den Schmerzen und den scheinbar so sinnlosen Übereien zu plagen. Was soll es, daß er übt und übt, seine Finger trainiert, wenn doch nichts herauskommt dabei! Strecken die Finger ... und beugen ... und strecken ... und beugen ... und ...

Auf der anderen Seite, jedoch, – bemerkt er soeben – kann er ein Verhalten bei sich beobachten, schon fast Verliebtheit. Sichern ihm doch gerade jene Verletzungen, denen er eben noch fluchte, Aufmerksamkeit, Unterstützung und – wenn auch in bescheidenen Grenzen – sinnlich direkt wahrnehmbare Erfolgs-

erlebnisse. Er kann wieder eine Gabel greifen, einen Löffel, ihn festhalten. Und, mit der ganzen Hand, einen Becher, ein Glas, eine Tasse umfassen. Nur – schwer darf all das nicht sein, sonst entgleitet es den kraftlosen Fingern. – Ob sich jemand vorstellen kann, welch irritierende Erfahrung das ist?

Die Momente ... da er von der Straße abkam ... gegen den Baum prallte ... Er hat keine Erinnerung an sie. Alles ist ausgelöscht. Der Ortsausgang ... Geschwindigkeit erhöhen ... die Sonne scheint ... die Landstraße ... gute Laune ... Musik im Radio ... Krankenhaus ... Er verweilt etwas bei der Überlegung, wie es wohl passiert sein mochte. Kehrt dann zurück zur Mutter. Sie war die Konstante. Die einzige. In diesem Szenario von Unbekannten, Zufälligkeiten und Verbissenheit. Die und das einzige, woran er sich in der ersten Zeit klammern konnte. Ein klein wenig Halt zu gewinnen. Wenn sie das auch wohl kaum würde begreifen können. Wenn sie auch die Rolle seiner Mutter, die er ihr nun zgedacht hat, schwerlich bewußt wahrgenommen hatte. Trotzdem. Er ist ihr dankbar dafür.

Und nun? Behutsam steht er auf und humpelt mit seinen Krücken zum Fenster, dann auf den Balkon, wo er sich in einen Gartenstuhl fallen läßt. Einige Therapeuten der Klinik spielen auf dem Rasen Fußball. Schon nach dieser kurzen Strecke Weges schmerzt ihm die Handfläche des verletzten Armes. Unter der Last seines Körpers scheinen die letzten Nervenreste der Hand zwischen Krückengriff und Fingerknochen zermalmt zu werden. – Bei Gelegenheiten wie diesen, wenn er andere ihre Glieder so ungewungen, so normal, so natürlich bewegen sieht, da werden ihm seine Behinderungen besonders schmerzlich bewußt.

Er schließt die Augen. Straßen tauchen auf. Ein Haus. Ein Strand. Spiele. Lachen. Ausgelassenheit. Die Düne. Sandige Mulden. Sonne. Und Streit.

Dann wieder fleischgewordenes Vertrauen. Tränen. Liebe. Versöhnung. Ein Wettlauf.

Ihr bloßer Körper von der Sonne beschienen. Der junge Mann verstellt sie, verlegt sie. Gibt seine Wärme. Nimmt die ihre. Sie wälzen sich lachend und stöhnend im Sand. Liegen dann atemlos und glücklich nebeneinander. Der untergehende Tag trocknet ihren Schweiß.

Vorbei! Der junge Mann reißt sich los. Vergangen! Ich bin hier! Hier und verletzt. Kein Laufen am Strand, sondern Humpeln mit Krücken. Kein weicher Körper, sondern harter Rohrstuhl. Keine orgastische Zweisamkeit, sondern gährende, müde Leere. Einsam, und doch nicht einmal allein.

Die anderen Patienten, obgleich sie auch wechseln, sind doch überwiegend ältere Menschen. Zunächst ist das für ihn ein ziemlicher Schock. Inzwischen, schon mehr als eine Woche hier, ist es ihm fast gleich. Er hat nichts gegen die Alten, weiß nur nichts mit ihnen anzufangen. Ohnehin verbringt er seine freie Zeit, in der sich nicht mit Lehmpackungen, Stromschlägen, Wechselbädern und Therapeuten herumschlagen muß, nahezu ausschließlich in seinem Zimmer.

Auf dem Rasen unten: ein Tor. Er kann sich schon lange nicht mehr für Fußball begeistern. Aber jetzt spielte er gerne mit. – Sein Blick löst sich von den Kickern. Er betrachtet die Umgebung der Klinik. Nicht direkt im Ortsinnern. Von grün umgeben. Allerdings auch nicht abgeschieden in der Einöde. Wenn es mit seinen Krücken nicht so beschwerlich wäre, würde er sicher viel spazieren ge-

hen. Er mag nicht klagen, im Großen und Ganzen. Er, der sich nur um die Angelegenheiten kümmert, die ihn direkt und unmittelbar betreffen.

Nun ja ... Er steht auf. humpelt ins Zimmer zurück. Es ist dunkel geworden, inzwischen. Nicht mehr lange, und der Gong wird zum Abendbrot nach unten in den Eßraum rufen. Ihm fällt die Krankengymnastin wieder ein. Sie hatte ihn gleichberechtigt behandelt, er hatte an seiner Unterlegenheit nicht gelitten ... Der Ruf zum Essen trennt den jungen Mann von ihrem Bild. Der Tag ist beinahe vorbei.

In jenem Jahr, das an der Spitze der amerikanischen Administration einen alternden B-Picture-Actor sieht, entwirft der junge Mann das Exposé eines Essays, in dem er schreibt: Die heute wirksamen Ideologien ... sie alle basieren auf der Entmündigung des Einzelwesens, jenseits der von ihnen selbst postulierten Ansprüche. Nur als Mitglied – einer Gruppe, Kader, Kollektiv, Einheit usw. usf. – kommt der Einzelne zur Geltung: als Rädchen, nicht aber als Motor. Verantwortung wird abgeschoben auf eine abstrakte Größe: die Gruppe. Unterordnung ist das Prinzip, das alle diese Ideologien am Leben hält. Selbst jene – mehr oder minder selbsternannten – Führer, die immer wieder an der Spitze solcher Bewegungen erscheinen, selbst sie sind nicht etwa freie und verantwortliche Individuen (was ja immerhin etwas wäre), auch sie sind Gefangene ihrer eigenen Wichtigkeit, ihrer Ideologie, ihrer Unvollkommenheit. So kann Krankheit zum Motor der Menschheits-Geschichte werden ...

In gewissem Sinne ist dies auch Ausdruck der Erfahrungen, Beobachtungen und Verarbeitungen eines jungen Mannes, der sich immer nur zwischen Stühlen hockend wiederfand. Zu jung für die Hippies und zu alt für die Punks ... Zu sensibel für deftige Männerfreundschaften und zu männlich für spannungslose Verhältnisse mit Frauen.

Du wirst wohl auch so Männer kennen, schreibt er Anfang der 80er Jahre an eine Frau, die ihm bei der Recherche für einen Aufsatz behilflich war, Männer, die nicht Softi und nicht Chauvi sein wollen, beides gleichermaßen sind und trotzdem orientierungslos irgendwo im Niemandsland wandeln zwischen Emanzipation und Rollenkonformität.

Also, was heißt das eigentlich: Mann sein? Heute, meine ich, für mich. Zerrissenheit! Das zuvörderst. – Biologisch betrachtet, er grinste, ist alles unzweifelhaft: Ich bin männlichen Geschlechtes. Aber sonst? Gibt es da nicht noch weitere Kriterien? Kann es nicht noch einen anderen Maßstab geben?

... Stichwort Sozialisation: Nicht anerkannt als Junge von den Spielkameraden. Weil: ich kenne Prügel, Schmerz, Hilflosigkeit; verabscheue Gewaltanwendung. Dann, beim Cowboy und Indianer Spielen, wurde mir nur eine Rolle gestattet: am Marterpfahl. Ich häkelte, kleidete die Puppen meiner Schwester mit eigenen Handarbeiten ein die Nachbarjungen verlachten mich. Die Protzereien der Schulkameraden mit ihren bzw. über ihre Freundinnen stießen mich ab; ich empfand es als erniedrigend ... Die ersten Jugendlieben wurden von älteren Jungen

weggeschnappt: Männer erschienen mir a priori als Rivalen. Erneut grinste er. Verkniffener diesmal aber als zuvor.

... Stichwort Gefühl: Ich fühle mich Frauen verwandt; wünschte lange Zeit, selbst Frau sein zu können; und wenn, dann eine lesbische. Männer sind lediglich Störenfriede in einer weichen, warmen, ehrlichen, zärtlichen Welt. Gewalt, obgleich sprachlich feminin, erscheint als Synonym von Mann.

... Stichwort Praxis: Der überwiegende Teil des Bekanntenkreises – vielleicht so 60% ist weiblichen Geschlechtes; der größte Teil des Freundeskreises ist: Frau. Die Auseinandersetzung mit Frauen ist interessanter und erquickender als die öden männlichen Debatten. Puppen, Frauenbilder, Gemälde, Musik, Literatur sind mir wichtiger als Technik, Werkzeuge und Herrenabende in Alkohol. Frau ist Verständnis, Hilfe; Mann ist Macht, Rivalität.

... Stichwort Theorie: Die Beschäftigung mit Feminismus – begriffen als Lehre von der Unterdrückung der Frau und der Entwicklung von Strategien zu ihrer Aufhebung – als Versuch, weibliche Gegenwehr gegen patriarchalische Denk- und Handlungsmuster der vermännlichten Welt, sowie deren Ursachen und Grundzüge zu verstehen, und in dem Maße für mich selber Alternativen zu dem als verwerflich Erkannten zu suchen, das ist mir schon ziemlich wichtig. Damit verbunden, vielleicht dadurch erzeugt, ist der latente Zweifel, die permanente Angst, lediglich männlichen Chauvinismus – um das Modewort zu benutzen – zu subtilisieren. Na ja, das habe ich ja vorhin schon gesagt.

... Stichwort Sexualität: Zärtlichkeit wurde mir im Laufe der Jahre zum quasi heiligen Prinzip. Gewalt wird durch sie

bzw. das Streben nach ihr ausgeschlossen. Wilhelm Reich, Erich Fromm und die Frauenbewegung verunmöglichen unvoreingenommene Sexualität; ich meine, der Versuch, anders zu sein, zu werden löst ... libidinöse Wunsch- und Bedürfnisstrukturen aus dem originär triebhaften Bereich und bindet sie ein in rational-intellektuelle Sphären ...

... Herrgott, ich meine doch nur, um mal platt zu sagen, bumsen, nur weil's Spaß macht, geht einfach nicht mehr. Ewig sind dann gleich tausend Sachen im Kopf: Orgasmuspflicht und Orgasmuszwang, Penetration ja oder nein, fragen oder abwarten, Verhütung aber wie, macht's ihr Spaß oder hat sie nur grad' nix besseres zu tun. Na, und die Folge: Im Zweifelsfalle – und was wäre keiner? – Verzicht auf diese Form von Sexualität bzw. psychisch bedingte Impotenz; oder Onanie statt Beischlaf. – Überhaupt ist das die Parole, lachte er bitter auf.

Weißt Du, fuhr er einen Augenblick später fort, ich will damit ja nun nicht sagen, daß diese Fragen unsinnig sind. Ganz im Gegenteil. Aber sie machen es einem so verteufelt schwer heutzutage ...

... Andererseits: Ich fühle mich wohl. Im Großen und Ganzen zumindest. – Die Zerrissenheit, indes, die bleibt.

So wird – zum Teil – Erfahrenes schreibend verarbeitet. Dem jungen Mann wird dies, das Schreiben, unersetzlich.

Ein Jahr darauf formuliert er – wieder in einem Brief an jene hilfreiche Bekannte – etwas wie eine Bestandsaufnahme. Die Erkenntnis dreier

Lebensprinzipien dämmert ihm auf, bald darauf kann der junge Mann sie in Worte fassen: Autonomie der Entwicklung, Freiheit des Denkens sowie ein gewisser moralischer Rigorismus.

Das ist ein recht seltsames Empfinden, manchmal, wenn ich mich wohl fühle, nenne ich's „frei“ und „fließend“, „locker“ und „gelöst“, und bisweilen, wenn ich mich weniger gut fühle, nenne ich's „haltlos“, „ohne Orientierung“, „verlassen“ gar „verloren“. Gleichwohl find' ich das alles – abgesehen einmal von aller, in diesem Zusammenhang marginalen, Scheiße – ungeheuer toll, spannend, lehrreich ...

Die pubertile und nachpubertäre Suche nach Halt, nach Orientierungsmarken endete bei mir Anfang der 70er im Marxismus. Doch noch ehe ich mich so recht in ihm eingerichtet hatte, ward mir das Gebäude schon wieder zu eng, zu bedrohlich, zu gewaltig (in mehrererlei Bedeutung des Wortes). Dann suchte ich mich zu vertäuen an Pflöcken wie Emanzipation, Befreiung, Solidarität u.dgl.m. Das Verlassenwerden von einer Frau machte mir deutlich, schmerzlich, kaum über-lebbar, daß jene Seile nur im Vorhof meines Wesens hingen, nie aber bis zu mir gereicht hatten. Und plötzlich war ich allein. Eine, zunächst, schlimme Erfahrung: Jemand, der in ohngefähr einem Jahrzehnt 'politischer' Aktivität hunderte von Leuten, verteilt über das gesamte Gebiet dieses Staates, kennengelernt hatte, so einer stand plötzlich da und niemand, der ihm hätte helfen können. Und wieder, wesentlich vorsichtiger, flüchte ich mich in fremde Gebäude. Fromm, Reich, Jong, sind einige der Namensschilder. Doch unmerklich beginnt's zu

rieseln, Kalk platzt von den Wänden, die Mauern werden brüchig. Alles wird durchlässig, neue Einflüsse fließen dazu, plätschern die Treppen hinab, ranken sich am Gemäuer hoch: Mühsam, Landauer, Drewitz, Meulenbelt, Castaneda, Büchner, Nietzsche, Doris Lessing ziehen mit ein. – Und auf einmal – ist's kein Gebäude mehr, sondern ein buntes Camp, ein Lager voller frischer und fremder Gerüche. Und als ich dies entdeckte, haben die 'Schulen' ihre Macht eingebüßt.

Ich laufe quer und kreuz, her und hin, scheue mich nicht, einander Unbekannte miteinander zusammen zu bringen, staune über ihre Unterhaltungen, freue mich, bin zuweilen auch entsetzt, laufe weg, komme doch immer wieder. Ich streune gerne umher in diesem bunten Lager, lade Fremde ein, Platz zu nehmen an unserm Feuer, koste exotische Getränke, spucke auch mal übermäßig gewürzte Speise heimlich aus.

Und jetzt, seit einem halben Jahr, die Hochschule. Wieder neue Gerüche, wieder fremde Menschen, wieder andere Speisen. Aber da ist zugleich noch etwas: Ich kann nicht genau sagen, warum, aber nunmehr habe ich begonnen, das Lager zu ordnen. Begonnen. Plötzlich sehe ich anders. Ich nehme nicht mehr nur wahr, was da alles so sein Wesen treibt. Da ist immer auch etwas in meinem Blick, das sucht, Verbindungen herzustellen, zueinander-Passendes miteinander in Verbindung zu bringen, Freundschaften anzubahnen, Streitigkeiten beizulegen, ich habe – glaube ich – zum ersten Mal so ganz erfahren, das dies *mein* Lager ist, und daß, da eben *dies* mein Lager ist, ich *ich* bin und niemand sonst und niemand so und jeder anders als ich.

Vielleicht, wenn Du nun dies Lager verbindest mit jenen Worten, die ich oben

brauchte, mein Empfinden zu umschreiben, vielleicht gelingt's Dir nun, mich zu begreifen. Die angenehmen Wörter bezeichnen das tolle Treiben im Camp, die unangenehmeren beschreiben die Gefühle an seinem Rande: der Blick starr in die umschließende Ebene gerichtet, vermisse ich mitunter die Alleen zu andren Lagern.

Freiheit. Freiheit des Denkens, Freiheit des Fühlens. Freiheit der Erfahrung. – Unmerklich, nie beschlossenen, plötzlich bemerkt war dies, Freiheit, zum zentralen Areal seines Lebens geworden. In mancherlei Ausprägung.

Einer liebgewonnenen Kommilitonin gegenüber plädiert er energisch gegen psychologische Denkbarrieren, engagiert sich wider psychologisch verbrämte Realitätsverzerrungen.

Begriffs-Masken, wohin man blickt, nichts aber zu sehen von der Trägerin (und sie ist's, was mich interessiert!!). Du zehrst von Placebo-Gefühlen – ausgelöst durch 'Übungen' – und bezweifelst die Echtheit Deiner authentischen Emotionen.

... Vorgefertigte und sorgfältig registrierte Begrifflichkeiten, bei deren Benutzung das zugrunde geht, was doch eigentlich bezeichnet werden sollte ...

Mir indessen ist die Ähnlichkeit der Masken reichlich gleich. Ja, geradezu peinlich wird's doch allenthalben, wenn sich auf einem Ball zwei sorgsam ausgestaffierte Menschen begegnen, jeder im Gefühl der Einzigartigkeit, und dann sieht der eine den ändern, meint zunächst, er sehe in einen Spiegel, freut

sich über seinen Anblick, tanzt vielleicht ausgelassen mit seinem vermeintlichen Spiegelbild. Doch – wir wissen's – Mitternacht rückt unerbittlich näher, die Stunde der Wahrheit, der Augenblick, in dem die Masken abgenommen werden. Oh!, ein unterdrückter Schrei, Entsetzen angesichts der Häßlichkeit des Hauptes jenes andern, der nur so wenig Ähnlichkeit übrig hat mit mir, der ich doch meinte, mich zu spiegeln, der ich mich reflektiert wähnte.

... Ach!, ich könnte heulen, wenn ich sehe, wie sehr Du Dich in dies Spiel verstrickst! ... Besser mit der lieb gewordenen Maske vor Mitternacht davonschleichen als sie abzulegen. Oder anders: Lieber opferst Du alles (nicht nur die Menschen, sondern auch Deine Fähigkeit, in Gemeinschaft mit anderen zu leben), als daß Du Dich löst aus jenen Erklärungsmustern, die Du Dir – wie auch immer – aneignetest, gebrauchtest, Dir indes letztlich doch nicht halfen zu erfassen, was vor- und abging mit Dir und in Dir, sondern eher noch verschleierten, negierten, töteten oder zumindest Töten nahelegten. Anstatt die Echtheit Deiner Gefühle zu bezweifeln (und sie je nach Tagesaktualität neu zu werten und zu beschreiben), denke ich, wäre es sinnvoller, Deinen Sinnen endlich mehr zu trauen als den Worten und Zusammenhängen/Theorien, die sie angeblich beschreiben und erklären.

Mir, Liebe!, hältst Du vor, ich verstünde Dich nicht, selber aber weigerst Du Dich, das Florett zu führen gegen jene Kräfte, die in Dir hockend Dich hindern, zu Dir selbst zu kommen, indem sie den Weg mit allerlei Mummenschanz und Geisterbeschwörung versperren. Selbstverständlich, sofort wirst Du aufgenommen, wenn Du ihre Spiele mitspielst; so

kamst Du in Gesellschaft, so wird der Mensch zum Bürger. Doch ist ja nicht der Tanz Dein Anliegen, sondern das Passieren des Hindernisses, das Erreichen des Zieles. So mußt Du Dich entscheiden: für den Tanz oder für die Wanderung. Oder anders: für Dein Jetzt oder für Dein Selbst.

Glaube mir, der Weg zum Selbst ist dornig, nicht selten zutiefst einsam und manch drückende Blase wächst am Gebein. Doch der Tanz macht die Füße wund, die Wanderung hingegen läßt Hornhaut entstehen. Immer wieder einmal findet sich ein Weggefährte, immer nur für kurze Zeit, weil niemand den gleichen Weg hat wie Du; aber von jedem kannst Du lernen, jeden kannst Du lehren. Die Tänzer aber sind immer die selben, und nur der Wechsel der Tänze schafft die Illusion von Neuerung.

Ich liebe den Wanderer, nackt und sich seiner Nacktheit mit Stolz bewußt. Die Tänzer aber, die farbenprächtigen, kecken und so kindisch weisen, sie verachte ich. Sind doch ihre Kostüme nichts als Tand, bestenfalls geeignet zur Befriedung der sinnlichen Neugier, nicht aber zu Befriedigung des Seelenhungers nach Erfahrung, nach Liebe und Verzeihung, nach dem Bergen und Gebären von Zuneigung, Hilfe, Unterstützung, Zärtlichkeit, Umarmung, fest und feucht, eben körperlich materiell und energisch immateriell.

Ein Schock, fürwahr, schrecklich meinethalben oder auch, wie Du es nennst, lähmend: Jemand kommt, der sich nicht umschmeicheln läßt von Farben und Musik, einer, nicht beeindruckt von der kunstfertigen Meißelung der Masken. In der Tat: ein Störenfried! Und ebendeshalb schnellstens zu verjagen. Ist doch schon seine bloße Existenz eine Be-

drohung der Sinnhaftigkeit des Universums der Masken.

Sein pures Da-Sein ist die Negierung des Tanzes: Er steht, schaut, nimmt wahr und fühlt. Die Tänzer hingegen sind Lahme ohne Musik, Krüppel ohne Kostüm, leere Schädel ohne Masken.

Lahm geworden schreien die vormals scheinbar Agile: Hinfort, keiner bist du der unsrigen, legst kein Kostüm an, trägst keine Maske! Hinfort, denn du verstehst uns nicht! Fliehe uns, denn du lahmst!

Dem Wanderer wird's seltsam ums Herz, meinte er doch zuerst, seinesgleichen gesehen zu haben und muß nun erstaunt feststellen, daß er abgewiesen ist. Er spürt, da seine Sohlen den Boden streicheln, das Beben des Grundes, verstärkt durch die stampfenden Sprünge der Tanzenden. Er ruft ihnen zu: Haltet ein! Er versucht, sie zu überzeugen, daß sie, auf der Stelle tretend, die rituell eingestampften Pfade nicht verlassend, Teil sind des Unterganges. Er bittet sie: Spürt den Grund, auf dem ihr steht, tretet ihn nicht! Ehrt ihn, auf daß ihr Kraft schöpft aus ihm, und vergeudet eure Energie nicht mit der Zernichtung eures Lebens.

Doch sie, die Tänzer, die Maskenträger, die bunt Kostümierten, sie wenden sich ab, drehen die Musik lauter, wenden sich einander zu, freuen sich ihrer Gleichartigkeit.

Und der Wanderer geht davon, allein, traurig, erstaunt.

Sechs Monde darauf wendet sich die Klage des Mannes gegen ihn selbst: Ich existiere nicht! So schrecklich es ist, ich bin nur wirklich als Abziehbild mei-

ner, ich bin unbekannt. Das ist kein lächerlich-koketter Schrei: keiner liebt mich!, sondern die Erkenntnis, da ist nicht einmal etwas, das nicht geliebt wird.

Ich ... bin müde, gegen Projektionen, Spiegelungen verzerrter Wahrnehmungen, gegen zugeschriebenes Image anzugehen.

... Ja: Ich glaube, es ist in der Tat die Trivialität der Frustration, die's so ungemütlich macht, weiter auszuharren in dieser gottverlassenen Einöde deformierter Wesenshaftigkeiten.

... Und ist nicht auch dies nur eine konstruierte Wirklichkeit? Ist nicht das, was ich tatsächlich (er-)lebe gänzlich verschieden von dem, was ich hier schreibe? Ist nicht jeder Ausschnitt notwendig unvollständig, damit aber falsch und irreführend? Und sind nicht gerade die letzten beiden Fragen lediglich Vorstufen zum Entschluß, fortan gänzlich zu schweigen, da ja Wahrheit unverkündbar ist, Erfahrung nicht-vermittelbar, Leben unwiederholbar (auch in der Schilderung)?

Schweigend vom Tode künden, scheint das einzig Mögliche, oder sprechend vom Erwachen, unnachvollziehbar, unverständlich, folgenlos. Warum überhaupt?

Die Welt sieht nur den Schein. Das Wesen bleibt verborgen.

Der Mann stirbt am siebten Juni eine Stunde vor Mitternacht. Am Morgen des zehnten wird er beigesetzt.
